

# Die Kleine West.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 16.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

## Vom Baume der Erkenntnis.

Von F. Bader.

(8. Fortsetzung.)

Der alte Stelzer hatte sein Handwerkszeug wieder hervorgeholt und war mit neuen Kräften an die Arbeit gegangen. Er fühlte sich ordentlich verjüngt, nun die quälende Sorge um sein Kind nicht länger seinen Geist verdüsterte. Und in seinem wiedererwachten Selbstgefühl wäre es ihm als eine Schande erschienen, sich von seinen Kindern ernähren zu lassen, wo er sich doch kräftig genug fühlte, selbst seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Grete, die sich nun, wo der Vater wieder gesund war und die verloren geglaubte Schwester mit ihr unter einem Dache lebte, so glücklich fühlte, daß sie in ihrer Zufriedenheit mit keiner Prinzessin hätte tauschen mögen, wurde von Tag zu Tag übermüthiger. Sie hatte ihre Freude daran, ihren ungeschickten jungen Verehrer zu hänseln und ihm das Leben so schwer zu machen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Aber der junge Niese, der allen anderen gegenüber aufbrausend und hitzköpfig genug war und mit bewunderungswürdiger Bähigkeit an dem festhielt, was er einmal für recht erkannt, ließ sich von seiner kleinen Jugendgespielin um den Finger wickeln, daß es eine Schande war und daß das kleine Persönchen in seinen gottlosen Streichen immer dreister und zuversichtlicher wurde.

So hatte sie auch heute den armen Jungen mit einem bitterbösen Gesicht empfangen und seine gutmüthig täppischen Versuche, sich ihr zu nähern, so kühl und schnippisch zurückgewiesen, daß er in einer Anwandlung von Troz davongestürzt war, ohne ihr die Hand zum Abschied zu bieten. Nun war bereits mehr als eine Viertelstunde vergangen, ohne daß er bußfertig in die Arme seiner kleinen Freundin zurückgekehrt wäre. Und obgleich sie sich nichts merken ließ und tat, als wäre sein langes Ausbleiben ihr sehr gleichgültig, fühlte sie sich heimlich nicht ganz wohl dabei. Und stillschweigend gelobte sie sich, ihm diese unerhörte Auflehnung gegen ihren alleinigmachenden Willen tüchtig entgelten zu lassen, sobald er seine rebellische Laune überwunden und zu ihr zurückgekehrt sein würde. Einstweilen vertrieb sie sich die Zeit damit, vor dem Spiegel stehend, ihr Bild in den seltsamsten Verzerrungen und Verunstaltungen nicht eben schmeichelhaft wiedergab — ihr rosiges Gesicht in die drohendsten Falten zu legen und ihre Reize durch allerlei

unschuldige kokette Künste ins rechte Licht zu setzen, um dem reinig heimkehrenden Sünder in ihrer ganzen imponirenden Ueberlegenheit entgegenzutreten. Dabei konnte sie es nicht lassen, ihrer Schwester, die trotz der späten Abendstunde noch unermüdtlich tätig war und beim Schein der kleinen Lampe eifrig nähte, allerlei weise Bemerkungen zum besten zu geben. Im Grunde genommen sei es ihr gar nicht ernst mit dem bösen Gesicht, das sie dem Franz zeigen wolle. Aber die Männer seien heutzutage leider so sehr von ihrer Ueberlegenheit über die armen Mädchen überzeugt, daß sie den guten Jungen doch von Zeit zu Zeit daran erinnern müsse, wie sie nicht daran denke, das Heft aus der Hand zu geben. Sie sehe nicht ein, warum der Franz immer seinen Willen haben müsse. Sie selbst — so klein sie sei — sei klug genug, für sich selbst zu denken. Und wenn er keine Frau brauchen könne, die nicht ohne Widerrede tue, was er wolle, so möge er sich nur getroßt nach einer anderen umsehen. Sie finde das größte Vergnügen daran, sich mit einem Menschen, den sie lieb habe, von Zeit zu Zeit ein wenig zu zanken, um sich dann wieder mit ihm auszusöhnen. Das wäre doch ein anderes Vergnügen, als wenn man immer so einträchtig dahinlebte und sich vor lauter Liebe zutode langweilte.

Lisbeth hörte ihr mit stillem Lächeln zu. Sie freute sich der ungebrochenen Lebenslust, die aus Gretens Worten sprach. Und obwohl die Kleine in ihrem Uebermut gar oft des Guten ein wenig zu viel tat, konnte man ihr darum nicht ernstlich böse sein. Sie war allerliebste in ihrer Unbefangtheit, in dem drolligen Ernst, mit welchem sie ihre mitunter sehr wunderlichen Ansichten verfocht. Und wenn man genauer hinsah, fiel es nicht schwer zu erkennen, daß sie den guten Jungen, mit welchem sie in ewiger Fehde lebte, von Herzen lieb hatte und trotz ihrer anscheinenden Kälte und streitbaren Laune für ihn durchs Feuer gegangen wäre.

Draußen, auf der anderen Seite des Zimmers, lag der kleine Erich in tiefem Schläfe. Seine ruhigen Atemzüge tönten gleichmäßig durch den stillen Raum. Er hatte die kleinen Arme über dem Kopfe zusammengeschlagen und lächelte im Schläfe. Einmal glitt ein troziger Zug über sein ausdrucksvolles Gesicht

und die kleinen Hände ballten sich. Im nächsten Augenblick aber lächelte er wieder.

Grete hatte sich an den Tisch gesetzt und eine Arbeit vorgenommen. Aber die kleine Plandertasche konnte nicht einen Augenblick still sein.

„Du, Lisbeth,“ sagte sie und ließ die Hände in den Schoß sinken. „Warum bist du immer so still, wenn der Herr Burghardt zugegen ist? Kannst du ihn nicht leiden?“

Lisbeth neigte sich tiefer über ihre Arbeit.

„Wie sollte ich nicht,“ antwortete sie. „Hat er uns allen doch nur Gutes getan.“

Grete nickte lebhaft mit dem Kopfe.

„Ach! und er ist so gut. Du weißt nicht, was er alles an uns getan hat. Ich meinte nur, weil er so häßlich ist und so ernsthaft, und weil du ihn nicht kennst, wie wir ihn kennen. Gestern, als ich die Arbeit abtrug — du weißt doch, ich hatte den Erich mit mir, und er tanzte um mich herum und war so gut und lieb zum küssen! — ging der Herr Burghardt an uns vorüber mit einem fremden Herrn. Und wie er uns sah, ließ er den Herrn stehen und kam auf uns zu und erkundigte sich nach allem — wie es dem Vater gehe und dir, und wie leid es ihm tue, daß er vor lauter Beschäftigung so lange nicht zu uns kommen konnte. Und dann ging er eine Strecke mit uns und ich mußte ihm erzählen, wie du aussehst und lebst und wie es dir bei uns gefällt, und dann nahm er den Jungen zu sich herauf und gab ihm einen Kuß und lachte ihn an — so recht von Herzen, wie ich nie geglaubt hätte, daß er überhaupt lachen könne. Der Erich wollte gar nicht von ihm fort.“

Wer weiß, wie lange die Kleine noch so fortgeplaudert hätte, wenn nicht im selben Augenblick vom Fenster her ein leises Geräusch erklingen wäre, als würde dort an die Scheiben geklopft. Grete unterbrach ihren Redefluß und schlich verstohlen an das Fenster. Nach wenigen Augenblicken schon kam sie, spitzbübisch lachend, zurück.

„Es ist der Franz,“ sagte sie mit drolligem Selbstgefühl. „Nun steht er draußen, mit einem so unschuldigen Gesicht wie ein neugeborenes Kind. Ich bin gleich wieder hier, Lisbeth. Ich muß ihm doch erst eine kleine Gardinenpredigt halten, ehe ich ihn wieder in Gnaden aufnehme.“

Damit schlüpfte sie lachend hinaus. In dem Zimmer wurde es nach ihrem Verschwinden so still, daß man durch die geschlossenen Fenster von der Straße her die Schritte der Vorübergehenden hören konnte, und die Stimmen der Sprechenden, die sich von Zeit zu Zeit erhoben, um sich dann wieder in leisem Flüstern zu verlieren. Aber das einsame Mädchen, welches, den Kopf in die Hand gestützt, in Gedanken verloren, da saß, hörte nichts von alledem. Die Worte der Schwester hatten allerlei Betrachtungen in ihr angeregt, ernste und freudige. So hörte sie auch nicht, wie nach einer Weile die Thür geöffnet wurde, und schrak aus ihrer Versunkenheit heftig empor, als derjenige, mit welchem sie sich in ihren Gedanken nicht zum wenigsten beschäftigte, neben ihr stand und ihr lächelnd die Hand bot.

„So allein, Lisbeth?“ fragte Burghardt verwundert.

Sie war, als sie ihn sah, lebhaft erröthet.

„Der Vater ist ein wenig fortgegangen,“ erwiderte sie verwirrt. „Er kann jeden Augenblick zurücksein. Und die Kinder — Grete und Franz stehen vor der Thür. Ich will sie rufen.“

„Es wäre grausam, die Weiden zu stören,“ hielt Burghardt sie, gutmütig lächelnd zurück. „Weiden Sie ruhig hier. Oder ist es Ihnen unangenehm, mit mir allein zu sein?“

Sie reichte ihm erröthend die Hand.

„Es liegt mir schon lange auf dem Herzen, daß ich Ihnen noch nicht einmal gedankt habe für alles Gute, was Sie an mir und den Meinen getan haben, jetzt und — damals,“ sagte sie. — „Ich bin nicht undankbar, gewiß nicht. Keinem Menschen auf der Welt bin ich so viel schuldig als Ihnen und ich — damals schon — es wurde mir schwer genug, von Ihnen zu gehen, ohne Ihnen dies zu sagen. Aber ich schämte mich vor Ihnen — ich wollte Ihnen erst beweisen, daß ich Ihrer Güte

nicht unwürdig war, daß ich nicht so schlecht und verächtlich war, wie ich Ihnen damals erscheinen mußte.“

Ein Lächeln glitt über sein ernstes Gesicht.

„Sie mir schlecht und verächtlich erscheinen, Kind,“ wiederholte er kopfschüttelnd. „Sahen Sie Ihnen wirklich damals so hart und streng, daß Sie sich vor mir fürchteten? Wenn Sie wüßten —“

„Er brach ab und trat an das Bett des Knaben.“

„Wie prächtig der Junge aussieht,“ fing er an, als wolle er dem Gespräch eine andere Richtung geben. Er neigte sich über das Lager und drückte einen Kuß auf die schwellenden Kinderlippen. Der Kleine machte eine unruhige Bewegung und rieb sich schlaftrunken die Augen. Plötzlich schlug er die Augen auf und sah Burghardt vor sich stehen. Ein träumerisches Lächeln flog über sein Gesicht.

„Papa“ — flüsterte er zärtlich und streckte die Arme nach ihm aus. Burghardt drückte den Kleinen Kopf mit den vom Schläfe geröteten Wangen und den glänzenden Kinderaugen bewegt an sich.

„Du mußt jetzt schlafen, kleiner Mann,“ sagte er dann und deckte den Kleinen sorgfältig wieder zu. Der Knabe sah ihn, zwischen Schlaf und Wachen schwankend, einen Augenblick aufmerksam an. Dann schloß er gehorsam die Augen.

„Er hat sich heut in den Schlaf geweint,“ sagte Lisbeth plötzlich, als dränge es sie, Burghardt über die Worte des Knaben aufzuklären. „Seine Spielf Kameraden haben ihn nach seinem Vater gefragt und ihn geneckt. Nun denkt er immer wieder daran und wenn ein Mensch gut zu ihm ist und ihn liebkost, glaubt er ihn gefunden zu haben.“

Sie hatte das so ruhig, so gleichmütig gesagt, daß ein anderer als Burghardt die tiefe Bitterkeit kaum herausgeföhlt hätte, die sich hinter ihrer Ruhe barg. Eine Pause entstand. Lisbeth hatte sich abgewandt und war an das Fenster getreten. Nun war es ihr plötzlich, als stünde Burghardt an ihrer Seite, so dicht, daß sein Arm fast den ihren berührte.

„Zürnen Sie mir nicht, Kind,“ sagte er und seine tiefe Stimme klang weich und bebend wie nur zuvor. „Ich kann es nicht länger auf dem Herzen behalten. Ich habe Sie lieb gehabt von dem Augenblicke an, da ich Sie zuerst gesehen habe und sich mir, inmitten alles Glends, der Adel und die Reinheit Ihrer Seele offenbarte. Und wenn ich Ihnen damals hart und schroff erschien, daß Sie kein Vertrauen zu mir fassen konnten, so habe ich mir damit am wehesten getan. Es ist meine alte Untugend, daß ich nicht viel Worte machen kann, wenn mir das Herz ungestümm gegen die Rippen pocht, daß ich um so schroffer und unzugänglicher erscheine, je übermächtiger die Empfindung ist, die mich beseelt.“

Er hatte ihre Hände erfasst und zog sie nun an seine Lippen mit so leidenschaftlicher Innigkeit, daß dem jungen Weibe an seiner Seite die Thränen in die Augen traten. Nun fuhr er fort, mit einer Unruhe, die den ernstesten Mann seltsam verjüngte, während er ihre Hände in den seinen hielt und den Blick nicht von ihr wandte:

„Ich bin ein einsamer Mann gewesen mein lebenslang. Anfangs litt ich darunter, lange und schmerzlich. Ich hatte meine Ideale so gut wie jeder andere junge Mensch und träumte von ihnen in einsamen Stunden, inmitten meiner Arbeiten und Studien. Und so war ich fest überzeugt, daß auch für mich eine Zeit kommen müsse, wo sich in einer glücklichen Häuslichkeit, in der Liebe zu Weib und Kind meine arme Seele den Freuden dieser Welt erschließen und es sich offenbaren würde, daß es nicht weit her war mit der Selbstgenügsamkeit und Nüchternheit, welche meine Freunde mir andichteten. Ich wußte es besser. Ich wußte, daß ich mich oft genug mit leidenschaftlicher Bitterkeit nach den Freuden und Genüssen des Lebens sehnte, die ich einmal kennen gelernt; nach dem Weibe, von dem ich in aller Verschwiegenheit träumte. Aber die Frauen, die mir im Leben entgegen traten, entsprachen dem Bilde nicht, das ich mir in meiner Einsamkeit von ihnen entworfen hatte. Ihre Gedanken und Gefühle waren nicht die meinen. Ich staunte

sie an wie Wesen aus einer andern Welt, die eine andere Sprache redeten als ich; die bestrebend den Kopf schüttelten über den wunderlichen Menschen, welcher von ihnen Teilname an ernsthaften Bestrebungen erwartete. Von ihnen, die doch ihren Ruhm darin setzten, nichts anderes sein zu wollen, als leichtbeschwingte Schmetterlinge, welche leichten Sinnes über die Abgründe des Lebens und Denkens hinwegschweben — aus Furcht, ihre bunte, schillernde Farbenpracht bei dem Hinabsteigen in den Schacht ernsten Wissens einzubüßen. So wartete ich viele Jahre und hoffte im Stillen immer noch, dereinst dem Weibe zu begegnen, wie ich es in meinen Träumen geschaut hatte. Darüber ging meine Jugend hin. Meine Freunde verheirateten sich, einer nach dem anderen — ich blieb allein. Es war mir nicht immer wohl in meiner Einsamkeit. Aber im Lauf der Jahre, in meiner Geist und Körper voll auf in Anspruch nehmenden Berufstätigkeit hatte ich mich allmählich an den Gedanken gewöhnt, daß es so sein müsse. Da sah ich Sie. Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, das Gefühl, mit welchem ich Sie in jener Nacht verließ. War es Mitleid mit Ihrem traurigen Geschick; war es die Freude darüber, daß es mir vergönnt gewesen, Sie dem Tode zu entreißen — ich hatte mich seit Jahren nicht so glücklich gefühlt wie in jener Stunde. Als ich dann am anderen Tage in mein Haus zurückkehrte, das mir nicht länger einsam und verlassen schien, da ich einen Menschen darin vermutete, für den ich hätte sorgen können, und Sie nicht vorfand, nur Ihr Briefchen, Ihre flüchtigen Zeilen, in denen Sie meine Hilfe verschmähten — war ich in einer elenden Gemütsverfassung. Alles widerte mich an. Selbst meinen Beruf, der mir so lange über alles Trübe und Traurige hinweggeholfen hatte, sah ich nun mit ganz anderen Augen an. Mir war, als hätte ich nun erst erfahren, wie einsam mein Leben sei und es in Ewigkeit bleiben werde.“

Er hielt einen Augenblick inne, um Atem zu schöpfen. Wenn ein anderer ihn gesehen hätte, den ernsten, ruhigen Mann, der in den Augenblicken höchster Gefahr, den schwierigsten, verwickeltesten Fällen gegenüber niemals seine Kaltblütigkeit verlor, wie er in leidenschaftlicher Erregung diese Worte hervorstieß — er hätte ihn kaum wiedererkannt.

Lisbeth hatte ihm ihre Hände entzogen und sich abgewandt, daß er in dem trüben Lampenlicht ihr Gesicht nicht sehen konnte. Nun neigte sie sich über seine Hand und wollte ihre Lippen darauf drücken.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte sie mit stockender Stimme. „Wie konnte ich wissen, daß mein Verschwinden Sie schmerzen würde? Und dann — es gibt keinen Menschen in der Welt, den ich achte und ehre wie Sie und nun sollte ich Ihnen vor die Augen treten, der Sie mich in meiner ganzen Schwäche gesehen hatten — ich hätte nicht leben können ohne Ihre Achtung!“

Er hatte, als er ihre Absicht merkte, seine Hand zurückgezogen. Nun schlang er seinen Arm um sie und sah ihr lächelnd in die Augen.

„Und nun,“ sagte er bewegt, „wo das Leben uns wieder zusammengeführt hat, gegen Ihren Willen, Lisbeth — wollen Sie noch länger vor mir stehen und mich allein lassen, der ich Sie mehr liebe, als ich Ihnen sagen kann? Zwar — Sie sind jung und schön und gut wie ein Engel und ich — ich bin ein griesgrämiger, widerhaartiger Gesell, dem niemand etwas zu Dank macht; ein ungläubiger Thomas, dem nichts gelegen ist an der Meinung der Welt und der sich in weltlichen und geistigen Dingen nur auf seine zwei Augen verläßt und seinen gesunden Menschenverstand. Sie müssen Nachsicht mit mir haben, Kind. Ich bin mein lebenslang allein gewesen und bin in meiner lebenswürdigen Gesellschaft ungemein verwahrlost, daß Sie Ihre liebe Not haben werden, einen halbwegs brauchbaren Menschen aus mir zu machen. Aber ich denke, wenn Sie mich ein wenig lieb haben könnten, dürfte es Ihnen so schwer nicht fallen, als es Ihnen heut scheinen mag. Und nun sagen Sie mir, Kind, ob Sie den Mut haben, es mit mir zu versuchen und mein geliebtes Weib werden wollen — aber recht schnell

— ich habe so lange auf Sie gewartet, daß ich darüber alt und häßlich geworden bin und keine Minute mehr zu verlieren habe.“

Sie hatte ihren Kopf an seine Schulter gedrückt und sah ihn nun mit überquellenden Augen an.

„Wie gut Sie sind,“ sagte sie leise. „Um mir eine Beschämung zu ersparen, tun Sie, als wüßten Sie nicht, wie stolz mich Ihre Worte machen müssen. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre gute Meinung — ich bin sehr glücklich, daß Sie mich nicht verachten, wie ich immer im Stillen gefürchtet habe. Und das andere — warum soll ich es Ihnen nicht sagen, daß ich Sie sehr lieb habe und mir kein größeres Glück wüßte, als Ihre Frau zu sein und Sie glücklich zu machen. Es wäre sehr schön gewesen — aber das kann nun einmal nicht sein. Es ist wahr, ich habe den Irrtum meiner Jugend schwer genug gesühnt und daß ich nun das Glück zurückstoßen muß, wo es mir so süß, so verlockend entgegentritt, ist nicht das Leichteste.“

„Was reden Sie mir da, Lisbeth,“ unterbrach Burghardt die Sprechende und sah sie verwundert an. „Ich verstehe kein Wort von alledem.“

Sie nahm seine beiden Hände in die ihren und sah ihn an, als wolle sie sein Bild noch einmal ihrem Gedächtnisse einprägen, ehe sie von ihm ging. Dabei lächelte sie wehmütig.

„Ich danke Ihnen herzlich für alles Gute, das Sie mir getan haben,“ sagte sie innig. „Auch für die Worte, die Sie eben zu mir gesprochen, obschon Sie mir damit mein Unglück — das Bewußtsein, durch eigene Schuld das Glück verwirkt zu haben — recht deutlich zu Gemüt geführt haben. Und nun leben Sie wohl und denken Sie nicht mehr an mich oder denken Sie meiner als einer Verstorbener, die sich von Herzen freuen würde, Sie glücklich zu sehen, auch in den Armen einer anderen.“

In einer Aufwallung leidenschaftlichen Zornes schloß Burghardt das Mädchen in seine Arme.

„Hören Sie auf, Lisbeth,“ sagte er heftig. „Was kümmert mich die Vergangenheit! Ich halte Sie in meinen Armen und lasse Sie nicht, nun ich aus Ihrem Munde weiß, daß auch Sie mich lieben und sich nicht länger vor mir fürchten. Glaubst du, ich fürchte deine Vergangenheit, Mädchen? So wie du bist, liebe ich dich und möchte dich nicht anders haben — nicht um alles in der Welt. Bist du nicht aus den Kämpfen deines jungen Lebens reiner und sittlicher hervorgegangen als tausende, die in pharisäerhaftem Hochmut sich mit ihrer Tugend brüsten, weil Sie vor den Versuchungen bewahrt blieben, denen deine Unerfahrenheit zum Opfer fiel? Und weißt du nicht, daß ich das Urteil der Welt gering achte, und daß in meinen Augen nur der wahrhaft sittlich ist, der, unbekümmert um die landläufigen Vorstellungen von Recht und Sitte, einzig und allein dem Sittengesetz in der eigenen Brust folgt? Weil du in einem leidenschaftlichen Augenblicke dich rückhaltslos deinen Empfindungen hingegeben hast, müßtest du allem Lebensglück entsagen — ein freudloses Leben dahinschleppen, um einen Augenblick der Selbstvergessenheit zu sühnen? Torheit, Kind — leben wir denn nicht, um glücklich zu sein? Zielt nicht alle Erkenntnis, all' unsere Kämpfe und Strebungen darauf hin, den Menschen das Glück zu geben? Wenn ein jeder ausgeschlossen sein sollte von der Teilnahme an den Freuden der Welt, der einen Irrtum zu beklagen hat; jeder, der sich nicht rein bewahrt hat in den Kämpfen des Lebens — wer bliebe dann noch übrig? Wer anders als jene, die kein Mark in den Knochen haben und kein Herz in der Brust — die Schwachen und Kraftlosen, die niemals strebten und irrten und nie im Leben einen freien Atemzug getan, aus Furcht, einen Verstoß zu begehen gegen den heiligen Geist des Anstands und der guten Sitte! — Und wird ein Irrtum gesühnt durch ein Leben der Entsagung, der freudlosen Buße? Ist es nicht schöner und unserer würdiger, vergangene Irrtümer ungeschehen zu machen durch ein Leben voller Tatkraft und Energie? Uns abzufinden mit der Vergangenheit und ein neues Leben zu beginnen, in welchem wir unsere Kraft betätigen, besser und weiser und unsere Erfahrungen verwerten zu Nutz' und Frommen anderer?“

Er hielt sie in seinen Armen und drückte seine Lippen auf die ihren, lange und innig, als wolle er jeden Einwand zum Schweigen bringen, der etwa noch auf ihnen schweben mochte. Nun war es plötzlich, als habe der Ruf, den er auf ihre Lippen drückte, im Nebenzimmer ein Echo geweckt, so unverkennbar, daß die beiden überrascht aufstahren. Sie sahen sich an und lächelten. Dann gingen sie Hand in Hand zur Thür.

In der kleinen Küche nebenan saß Grete auf dem Tische und ließ die kleinen Füße frei in der Luft schweben. Sie hielt, der größeren Sicherheit wegen, die beiden Ohren ihres jugendlichen Verehrers, der vor ihr stand, und seine Hinnengefalt zur größeren Bequemlichkeit seiner kleinen Tyrannin möglichst zusammenrückte, mit eisernem Griffe fest. Dabei sah sie ihn aber so zärtlich an, daß der verblendete junge Mensch den kräftigen Druck der braunen Hände ordentlich wohltuend empfand und nicht daran dachte, sich gegen diese etwas ungewöhnliche Liebkosung aufzulehnen. Er hatte den Arm um sie geschlungen und lachte sie seelensvergüht an. Dazwischen küßte er sie wieder einmal und ließ sich in dieser angenehmen Beschäftigung weder durch ihre strafenden Blicke noch durch die schmerzhaft verschärfte seiner Gast und die hunderterlei kleine Bosheiten, mit welchen das übermüthige junge Ding diese Uebertretung seiner Befugnisse jedesmal aufs Strengste ahndete, im Mindesten stören. Plötzlich flog sie mit hochrotem Gesicht vom Tische. Sie hatte bei einer zufälligen Bewegung auf der Schwelle des Nebenzimmers die beiden Glücklichen gesehen, die sich umschlungen hielten und bei dem wunderlichen Anblick, den das verliebte Pärchen darbot, das Lachen nicht unterdrücken konnten. Nun trat Burghardt auf die Kleine zu, die in ihrer Beschämung ganz kleinlaut geworden war und nicht wußte, ob sie lachen oder weinen sollte und hielt sie fest.

„Daß ich das an Ihnen erleben muß, Grete,“ sagte er fröhlich. „Ich sehe schon, es bleibt mir nichts anderes übrig, als in Zukunft selbst nach dem Rechten zu sehen. Und Sie, Franz — nehmen Sie sich ein Beispiel an mir. Hier, meine liebe Braut wird den kleinen Unband dort schon lehren, Sie glücklich zu machen, nicht wahr, Liebste?“

## X.

In der Gegend des berliner lateinischen Viertels, da, wo die Bevölkerung sich überwiegend aus Studenten und Angestellten des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters zusammensetzt, hatte Richard in einer Mietzkaserne, wie sie die letzten Jahrzehnte in der mächtig heranwachsenden Weltstadt auf Schritt und Tritt hervorgezaubert haben, seine Wohnung aufgeschlagen.

Eine sehr bescheidene Wohnung, ein Zimmer mit Cabinet, dessen Einrichtung sich in nichts von tausend anderen möblirten Zimmern unterschied und dem Schönheitsfinn des jungen Mannes wenig genügte. Er hatte mit seinen bescheidenen Mitteln ausgeholfen, so gut es eben anging. Hier eine Photographie über dem Sopha angebracht — das Bild seiner Leidensgefährten, die zugleich mit ihm durch das Abiturientenexamen geschlüpft waren und aus deren jugendlichen Gesichtern die unverfälschte Genugthuung über die photographische Verewigung jenes denkwürdigen Momentes sprach. Daneben prangten die gekreuzten Rapiere — wehmüthige Erinnerungen aus dem fröhlichen, ungebundenen Studentenleben, aus dem er nun schon längst in das Philistersland zurückgekehrt war — ohne darum den jugendlichen Frohsinn eingebüßt zu haben, der ihn allezeit bei Freunden und Kommilitonen beliebt gemacht hatte. Heut zwar war von diesem Frohsinn wenig genug zu merken. Er sah ernst und mißmüthig drein, obgleich die Freunde um ihn herum saßen und mit hellen

Stimmen plauderten und debattirten und dazwischen ihn neckten, dessen auffallende Schweigsamkeit zu allerlei müßigen Kombinationen förmlich herausforderte. Sie hatten es sich auf Tischen und Stühlen bequem gemacht und wenn das Gespräch mitunter eine ernstere Wendung annahm, als dem Einen oder dem Anderen jußt gelegen kam, mußte ihr junger Wirt wiederholt zum willkommenen Ableiter ihrer Laune herhalten — ein Unglück, das dieser resignirt über sich ergehen ließ. Die Jugend übt keine Toleranz und nimmt nur wenig Rücksicht auf die Empfindungen anderer.

Sie waren eben im besten Zuge, den Ursachen seiner üblen Laune nachzuspüren, mit einer Spitzfindigkeit und einer Lust an kühnen und absonderlichen Kombinationen, die ihrem Scharfsinn alle Ehre machten, als plötzlich einer aus dem kleinen Kreise, ein heillosen Spötter, der ausgestreckt auf dem Sopha lag und mit seinen langen Armen unbarmherzig die Luft durchschnitt, ihren Diskurs unterbrach.

„Laßt ihn in Ruhe, Kinder,“ sagte er mit unerschütterlichem Ernst. „Seid Ihr schon einmal in der glücklichen Lage eines armen Sünders gewesen, der sich in seinem letzten Stündlein allerhand be- und wehmüthigen Betrachtungen überläßt? Nein — nun, so könnt Ihr Euch auch nicht in die Seele unseres unglücklichen Freundes hineindenken. Ihm fallen nun, wo er ins Examen steigt, all seine Sünden ein. Wenn du glaubst, daß es dein Herz erleichtern würde, armer Freund, deine Schmerzen in einen mitsühlenden Busen zu entleeren, tu dir keinen Zwang an, mein Sohn. Wir alle sind bereit, deine Beichte mitanzuhören und dir bei deiner Buße behilflich zu sein — vorausgesetzt, daß selbige, wie bei Freund Fallstaff, nicht in Sack und Asche, sondern in altem Sekt und neuer Seide abgetan wird.“

„Ich will an dich denken, wenn ich das Bedürfnis nach einem Veichtiger verspüren sollte, Max,“ antwortete Richard, auf den Scherz eingehend. „Einstweilen tätest du mir indes einen Gefallen, wenn du mich eine zeitlang der Einsamkeit überließe. Auch könntest du meines wärmsten Dankes versichert sein, wenn es dir auf gültigem Wege gelänge, mich von den Anderen zu befreien, deren schlechte Wize länger mitanzuhören, ich wirklich außer Stande bin.“

„Das ist schreiender Undank,“ rief ein anderer, ein blonder, kleiner Mensch, der noch sehr jung aussah und sich vergebens bemühte, dem dünnen Flaum auf seiner Oberlippe durch anhaltendes Drehen und Streichen ein achtunggebietendes Ansehen zu geben. „Hier sitzen wir stundenlang als vergnügte Leidtragende und vernachlässigen unsere Pflichten als Menschen und Staatsbürger, um mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit die üble Laune zu zerstreuen, die der Mensch sich, Gott weiß wo, geholt hat. Und das ist nun die Moral davon.“

„Dank von Haus Oesterreich,“ fiel ein dritter patetisch ein. „Wer hätte je darauf gerechnet!“

„Wir wollen ihm den Willen tun — das soll seine Strafe sein. Und wenn dereinst die Reue über deinen höchst betrübenden Undank an deinem Herzen nagen sollte und du sehnüchlich die Arme nach uns ausstreckst, sollst du erkennen, was es heißt, uneigennütige Freundschaft schnöde zurückgestoßen zu haben.“

Mit diesen Worten erhob sich der Jüngste der Freunde, der ein fanatischer Anhänger des bayreuther Meisters war und sich mitunter in Freundeskreisen das harmlose Vergnügen erlaubte, seiner Sprache durch allerlei Anklänge an Eigentümlichkeiten des Meisters ein eigenartiges Gepräge zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

## Rip van Winkle.

(Bild nebenstehend.)

Vor etwas länger als anderthalb Jahrhunderten lebte dort drüben in der zum zweiten mal entdeckten neuen Welt am Hudson ein Abkömmling alter holländischer Ansiedler, namens

Rip van Winkle. Die Holländer bildeten damals noch ein wichtiges Element der Bevölkerung und waren an Zahl den englischen Einwandern noch ziemlich gleich. Rip van Winkle



Rip van Winkle.

war das Urbild eines Musterbürgers und Untertans; er zahlte pünktlich seine Steuern, ging regelmäßig in die Kirche, trank bei allen Fest- und Zweckessen mit loyaler Begeisterung auf die Gesundheit seines Souveräns, des Königs Georg von England, und war ein treuer, gehorsamer Ehegatte. Seine Nachbarn behaupteten, er stünde unter dem Pantoffel, allein das war pure Verläumdung, und wenn es auch dann und wann einmal vorkam, daß seine Frau ihn mit ihren Händen und Nägeln bearbeitete, so geschah dies doch nur aus Liebe und Zärtlichkeit, nach dem Grundsatz des Bibelworts: Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Die gestrenge Madame van Winkle war eben Rip van Winkles Gott, oder richtiger seine Göttin.

Die Kinder — und sie folgten einander wie die Orgelpfeifen — tollten in Haus, Garten und Feld herum, und Rip van Winkle, dem seine Frau das würdige Amt eines Kindermädchens übertragen hatte, würde seine Zeit vom Morgen bis Abend dieser angenehmen und nützlichen Beschäftigung zu widmen gehabt haben — und obendrein auch noch den besten Teil der Nacht — wenn es ihm nicht gelungen wäre, seiner Frau begreiflich zu machen, daß er mitunter sehr dringende Geschäfte auswärtig zu besorgen hätte. Diese dringenden Geschäfte bestanden darin, daß der biedere Rip van Winkle mit seiner Steinschloßflinte und seinem Hunde Wolf in die benachbarten Raatskillberge spazieren ging, ein paar Eichhörnchen schoß und sich hernach niederlegte, den Himmel anblickte, und, indem er seine wohlgefüllte Feldflasche leerte, seinen Gedanken nachhing.

Leider kam Madame van Winkle dahinter, daß die auswärtigen Geschäfte ihres Mannes nicht sonderlich solider Natur waren, und wenn er von einer solchen Geschäftsreise zurückkehrte, hatte er, nebst seinem Hunde Wolf, mehr und mehr unter Anfallen ehelicher Zärtlichkeit zu leiden.

Natürlich wurde durch diese Anfälle die Neigung Rip van Winkles zu auswärtigen Geschäften nur vermehrt.

Eines Tages — es war ein herrlicher Herbstmorgen — zog er wiederum mit wohlgefüllter Feldflasche, der alten Steinschloßflinte und dem unzertrennlichen Wolf nach den Raatskillbergen und legte sich an seinem einsamen Lieblingsplätzchen nieder. Da hörte er plötzlich in der Nähe Fußtritte; ein Fremdling in altertümlicher holländischer Tracht stieg herauf und rief ihn zu seinem Erstaunen beim Namen. Rip van Winkle, der sehr dienstfertig war, eilte herbei und sah nun, daß der Fremde ein schweres Fäßchen, dem ein verheißungsvoller Duft entstieg, den Berg hinaufschleppte und dazu seiner Hilfe bedürftig war. Mit vereinten Kräften wälzten beide das Fäßchen bergauf bis an eine Schlucht, aus der das Geräusch rollender Kegeltugeln und fallender Regel hervortönte. Rip van Winkle, der niemals Menschen in diesen abgelegenen Gegenden gesehen hatte, war sichtlich verwundert; indes er ging mit, und als er sich mit einemmale inmitten einer Gesellschaft altertümlich gekleideter Herren sah, die eifrig Regel spielten und ihn zum Mitspielen einluden, schüttelte er zwar verwundert den Kopf, nahm aber die Einladung an, spielte mit und trank mit — aus dem Fäßchen, welches er den Berg hinauf hatte schleppen helfen, und das den köstlichsten alten Schiedam enthielt.

Im Gespräch mit seinen Spielgenossen, beim Regelspiel und beim Schiedam vergaß er seine häuslichen Sorgen, die Zärtlichkeitsanfälle der Madame van Winkle und die Heimkehr. Kamentlich der Schiedam bereitete ihm viel Vergnügen, und noch ehe die Sonne unterging, war Rip van Winkle in einem solchen Zustand der Seligkeit, daß er sich auf das Gras niederstreckte, seinen Gedanken nachhing und einschlies.

Er schlief den Schlaf des Gerechten — den Schlaf des Musterbürgers und Untertans.

Er schlief und schlief. — — —

Endlich wachte er auf. Er rieb sich die Augen. Es war heller lichter Tag. Er wollte sich erheben — die Glieder waren müde und steif. Er griff nach seiner Steinschloßflinte — sie war verrostet, der Schaft von Wärmern zerfressen. Er piff seinem Hund — ein alter lahmer Köter, in dem er seinen Wolf kaum wiedererkennen konnte, wankte schweißwedelnd heran.

Er rieb sich die Augen — rieb sich die Stirne. War es möglich, daß er zu tief ins Glas, oder genauer, ins Fäßchen Schiedam geguckt?

Er begriff nicht. Doch oben auf dem Berge konnte er nicht bleiben. Kopfschüttelnd trat er den Heimweg an. Anfangs fand er sich noch zurecht. Weiter unten jedoch war alles verändert. Doch vor ihm lag ja das heimische Dorf. Freilich auch es schien verändert, viel größer, die Häuser breiter, höher und schöner. Er rieb sich die Augen. Da war die Straße ins Dorf — kein Zweifel. Die Leute, die ihm begegneten, sahen so sonderbar aus, der Schnitt der Kleider so ungewohnt, und keiner kannte ihn und er kannte keinen.

Mühsam fand er den Weg nach seiner Wohnung — sie war sonderbar verlassen und niemand schien zuhause. Zitternd überschritt er die morische Schwelle, jeden Augenblick einen Zärtlichkeitsanfall der Madame van Winkle erwartend — keine Madame van Winkle war zu sehen und zu hören. Er ging durch die Zimmer — alles öde und verlassen.

Kopfschüttelnd entfernte er sich. Und jetzt sucht er nach der Dorfneipe, dem „König Georg“, wo er so manche fröhliche Stunde verbracht. Sie ist verlassen, das alte Schild hängt modernd herab, vom Wind hin und her geweht. Gegenüber aber erhebt sich ein prächtiges Gebäude — ein „Hotel“, und der Name des Wirtes, in goldnen Riesenbuchstaben angeschrieben, ist der Name des alten Dorfneipewirtes van Bummel. Rip van Winkle tritt zögernd und sich die Augen reibend in das „Hotel“. Er befindet sich unter Fremden, die ihn ebenso erstaunt ansehen, wie er sie. Keiner der wohlbekanntenen Kneipkameraden ist anwesend. Verlegen fragt er endlich nach diesem, nach jenem. Niemand kann ihm Bescheid geben. „Aber das ist doch das Dorf —?“ „Der Name stimmt, nur ist kein Dorf, sondern eine Stadt.“ „Und kennt mich denn niemand hier? Ich bin Rip van Winkle!“

„Rip van Winkle?“ Alles zuckt die Achseln. „Wir kennen keinen Rip van Winkle.“

Halt — da drängt sich ein alter Mann hervor. „Ja, ich habe vor zwanzig und mehr Jahren einen Rip van Winkle gekannt. Er machte eine auswärtige Geschäftsreise und ist nicht wiedergelommen. Man vermutete, er habe seiner Frau durchbrennen wollen.“

„Der Rip van Winkle bin ich! Ich bin aber nicht vor zwanzig Jahren weggegangen, sondern erst gestern Morgen, und ich habe meiner Frau nicht durchbrennen wollen. Gewiß nicht. — Ich habe oben in den Raatskillbergen mit einer Gesellschaft von Herren Regel gespielt, Schiedam getrunken, und da bin ich!“

Allgemeines Kopfschütteln.

„Ist das nicht der alte ‚König Georg‘?“

„König Georg? Wir haben keinen ‚König Georg‘ mehr. Haben Sie die Inschrift des Hotelschildes nicht gesehen? Jetzt haben wir den ‚General Washington‘.“

„Washington? Washington? Wer, was ist Washington?“ murmelt verblüfft der arme Rip van Winkle.

Die Umstehenden blicken einander bezeichnend an, deuten sich nach der Stirn.

„O ich bin ganz vernünftig. Aber erzählt, erzählt! Ich muß lange und fest geschlafen haben.“

Und sie erzählten ihm, wie die Kolonisten sich empört, und nach langen, langen Kämpfen sich die Unabhängigkeit errungen hatten, und daß die englischen Kolonien jetzt die Vereinigten Staaten von Nordamerika wären und die Untertanen des Königs Georg freie Bürger der jungen Republik.

Rip van Winkle hörte, und begriff nicht; und je mehr er hörte, desto weniger begriff er.

Nur soviel wurde ihm klar — er hatte zwanzig Jahre lang geschlafen, und den großen Unabhängigkeitskrieg und die Geburt der transatlantischen Republik verschlafen. — — —

Auf unserm Bilde sehen wir Rip van Winkle, wie er, ein verwitterter Greis, vor seinem verwitterten Hause steht — das er tags vorher, ein junger Mann das wohlerhaltene Haus, verlassen hatte.

Washington Irving hat in seinem denkwürdigen Skizzenbuch (Sketchbook) die Geschichte Rip van Winkles geschrieben. Doch war es kaum nötig. Denn wer kennt nicht Rip van Winkle?

Die Rip van Winkle sind zahlreich wie der Sand am Meer — die Musterbürger und Untertanen, welche die Weltereignisse

verschlafen und vom Gang und Fortschritt der menschlichen Dinge keine Ahnung haben.

Freilich in einem Punkt ist die Schilderung Washington Irving's nicht ganz richtig. Denn während sein Rip van Winkle es merkt, daß er die Weltereignisse verschlafen hat, merken unsere Rip van Winkles der Wirklichkeit dies der Regel nach nicht.

## Die Theorie des Professors Gustav Jäger.

Von Dr. P. Pastor.

(Schluß.)

### III. Philosophie und Psychologie.

Bisher hatte man für die angeführten Tatsachen eine runde und glatte Erklärung: den Instinkt; der Instinkt ist aber eine Naturkraft, und die Naturkräfte spielen in unseren heutigen Anschauungen noch eine gewaltige Rolle, obschon Johann Jacoby sie bereits für längst aus der Mode gekommen hielt. Der Schluß ist anscheinend so richtig und logisch: Ich sehe, daß sich etwas verändert hat, z. B. das Blatt des Baumes ist gewachsen, also muß doch ein Wirkendes da sein. Soweit ganz richtig. Nun, dieses Wirkende nenne ich Kraft; darin liegt das Bedeutsame. Denn bei dem Worte Kraft kann (eigentlich muß) ich mir ein Stoffliches, Materielles denken. Nun kommt man aber heute dem Materialismus mit Fragen, welche er schlechterdings nicht beantworten kann, weil noch die Beobachtungen fehlen. Wenn es daher heißt: das wissen wir noch nicht, so sind die Gegner schnell mit dem absprechenden Urteil bei der Hand: wenn du es nicht erklären kannst, so sind deine Voraussetzungen eben Unsinn. Dabei wähnen sie mit schönen philosophischen Floskeln mehr zu erklären, ohne daß sie sich die Welt wirklich anzusehen brauchen. Freilich ist es bequemer, die Welt vom Lehrstuhl aus zu konstruieren, als wirklich zu arbeiten. Erklärte doch neuerdings ein „Philosoph“, dazu ein Anhänger des Darwinismus, die Detailsforschung der Naturwissenschaften für bornirt.

Den Philosophen wird unsere Ausführung nichts helfen. Aber andere wollen ehrlicher sein. Ihnen ist eine Lücke in ihrem System fatal, sie denken sich dann: wenn wir es heut noch nicht wissen, so will ich nur vorläufig an dem Worte Kraft festhalten, und wenn wir wissen, was das ist, so nehme ich das dann ohne weiteres an. Diese vergessen aber nachher schmählicherweise, daß das Wort Kraft nur etwas ersetzen sollte, was wir nicht wissen; sie machen daraus einen Begriff (denn es muß sich doch bei dem Worte etwas denken lassen), je unklarer der Begriff, desto besser, und dann philosophieren sie drauf los und merken nicht einmal, daß sie mit einem unschuldigen Worte mitten in die Metaphysik hineingehüpft sind. Dabei bilden sie sich ein, streng konsequente materialistische Denker zu sein, und fluchen, wenns niemand glaubt. Hierher gehören wenige ehrliche und viele boshafte Menschen, zu den letzteren alle Naturphilosophen. Denn diese haben den „Begriff“ Kraft am unsinnigsten ausgebeutet; gibt es doch neben der Bewegungs- kraft eine Ruhekraft. Da wird die Kraft in ein System gebracht, wird zum Schöpfer, der Gott wird abgesetzt, dafür die Summe der Naturkräfte auf den Thron erhoben, und diese begleiten die himmlischen Heerschaaren der Ideen des Wahren, Guten, Schönen u. s. w., während die Ideen des Häßlichen, des Scheinigen, der Lüge als Teufel in die Hölle verwiesen werden. Ein nettes materialistisches System!

Ein Mensch, welcher Materialist sein will, muß sich notwendig in seinen Worten rein und klar halten. Ein solches Wort, das nichts besagt, bei dem sich aber jeder etwas „denkt“ oder denken zu müssen glaubt, ist Instinkt, ein schöner, handlicher „Begriff“. Und einen solchen sollte nun ein wirklicher nachweisbarer Stoff verdrängen? Nimmermehr! Ja, wenn das neue Wort und Begriff noch dunkler und inhaltsloser wäre, so würde es sich bald breit machen, das wäre philosophisch; das liegt auch so in der Natur des modernen Kulturmenschen:

Beh dem, der an dem würdig alten Hausrat  
Ihm rührt, dem alten Erbstück seiner Ahnen.

Darin liegt auch die Schwierigkeit für die Jägersche Theorie, sich Anerkennung zu verschaffen; ihr Feind ist eben auch

Das ganz Gemeine, das ewig Gestrige,  
Das immer war und immer wiederkehret  
Und morgen gilt, weils heute hat gegottet.

Die Theorie räumt mit vielen solchen Begriffen auf, und da sie an ihre Stelle Stoffe setzt, ist sie materialistisch. Darum wird sie unter gegenwärtigen Verhältnissen auch nicht mehr zur Geltung kommen. Wie könnte man auch jungen Most in alte Schläuche fassen! Der Materialismus ist die Weltanschauung der Zukunft und daher die einzige wirklich ideale Weltanschauung; sie kann erst mit den Trägern einer besseren Zukunft zum Siege kommen und dann auch konsequent durchgeführt werden.

Im zweiten Kapitel haben wir darauf hingewiesen, daß bei der Wahl der Nahrung, bei den Beziehungen der Geschlechter, bei der Vererbung keine übersinnliche (transzendente, metaphysische) Seele, keine Instinkte, keine Naturkräfte, und was sonst noch für Blödsinn, wirkend sind, sondern die Duftstoffe. Wir haben bereits zugestanden, daß der Nachweis derselben erst noch geliefert werden muß, aber zugleich betont, daß wir „glauben“, d. h. die unerschütterliche Ueberzeugung hegen, daß dieser Nachweis erbracht werden wird. Der Weg dazu ist angegeben und betreten. Im folgenden beschränken wir uns in der weiteren Entwicklung der Jägerschen Theorie auf die menschlichen Duftstoffe, wenigstens der Hauptsache nach. Die Anwendung auf die übrigen Tiere ergibt sich dem aufmerksamen Leser von selbst.

Den Brunnstoffen fiel die wichtige Aufgabe zu, die Beziehung zwischen den Geschlechtern zu regeln; sie sind der erste Trieb der Liebe. Die Bedeutung der physikalischen Sinne wird dadurch wesentlich herabgesetzt; Auge und Ohr geben zwar unter den Menschen meist den ersten Anstoß zur Annäherung; die Wohlgestalt, die das Auge reizt, der Wohlklang der Stimme, welche dem Ohre angenehm ist, geistige Eigenschaften, wie Klugheit, Witz, Liebenswürdigkeit, welche der Vernunft wohlthun, alle behalten ihren Einfluß; aber sie vermögen die Harmonie der Düfte nicht zu ersetzen, noch weniger deren vorwiegende Bedeutung zu beseitigen. Wie sollte es sonst kommen, daß trotz aller jener Eigenschaften Eheleute sich nicht aneinander gewöhnen können? Oder daß trotz der Abwesenheit das Zusammenleben das herzlichste sein kann? Es fehlte offenbar in unserm bisherigen System ein Faktor, und diese Lücke füllen die Duftstoffe vollständig aus. Damit wird zugleich die Rehrseite der Liebe erklärt: Abneigung, Haß, Furcht entspringen aus der Disharmonie der Duftstoffe, obwohl auch hier der Einfluß der Augen und Ohren, sowie geistiger Eigenschaften neben den Düften unbestritten bleibt.

Auch die Freundschaft wird wesentlich durch sie beeinflusst. Außerst interessant sind hierfür die Tatsachen, welche Herr Jäger von den Naturvölkern anführt, bei denen der Geruchssinn noch viel feiner ausgebildet ist, als bei den Kulturvölkern. Die Zudier auf den Philippinen sind imstande, durch Beriechen der Taschentücher zu erkennen, welcher Person diese angehören. Berliebte tauschen dort beim Abschiede Stücke getragener Wäsche aus und schlürfen daraus während der Trennung den Geruch des geliebten Wesens ein. Weit verbreitet ist der Nasengruß, d. h. das gegenseitige Beriechen. Aber auch bei den Germanen trägt zum Haß gegen die Juden deren unsympatischer Geruch viel bei; umgekehrt stinken die Deutschen den Juden.

Um diese Tatsachen zu stützen und die Reigungen und Gemütsbewegungen zu erläutern, müssen wir das System noch etwas weiter ausführen. Wir schicken folgende bewiesene und jederzeit leicht zu beweisende Tatsachen voraus. Wenn man aus dem Blute oder Fleische eines Tieres sich ein möglichst reines, geschmack- und geruchloses Eiweiß darstellt und durch eine Säure zersetzt, so erscheint ein flüchtiger Stoff, welcher bei jeder Tierart anders, also für jede wesenzeigentlich ist. Bei der Behandlung mit leichteren Säuren erhält man denselben Geruch, welchen das Fleisch des betreffenden Tieres beim Kochen entwickelt (Bouillongeruch); bei schärferen Säuren erscheint der Rotgeruch des Tieres. Die so frei gewordenen Dufstoffe sind für den, welcher sie riecht, ganz entschieden nervenanregend und zwar in entgegengesetzter Richtung. Der Bouillondufstoff wirkt belebend, angenehm, Appetit erregend, zu Tätigkeit anfeuernd; der Rotdufstoff unangenehm, ekelregend, niederdrückend.

Dies zusammengehalten mit dem vorigen ergibt zunächst, daß zur Erklärung der seelischen Erscheinungen zweierlei Dufstoffe in Betracht kommen: die im Körper selbst entwickelten und die eingeatmeten. Beide wirken in völlig gleicher Weise auf den Nervenapparat. Von den ersteren spielen eine wichtige Rolle die im Gehirn entwickelten. Jede Erregung der Nerven, mag sie von innen heraus oder durch äußeren Anstoß erfolgen, ist von einer Zerlegung der Gehirnmasse begleitet, wobei die Dufstoffe frei werden. Ein Anstoß von außen ist jede Sinneswahrnehmung. Alle Dufstoffe, die äußern wie die innern, wirken daher entweder als Luststoffe, welche den Affekt der Lust, Freude, Fröhlichkeit, Tatkraft bedingen, oder als Unluststoffe, welche Unlust, Trauer, Angst, Niedergeschlagenheit bewirken; erstere stehen daher in nächster Beziehung zu den Beschleunigungsnerven, letztere zu den Hemmungsnerven.

Es muß demnach zweierlei bewiesen werden: erstens, daß bei den verschiedenen Zuständen der Nervenregung wesentlich verschiedene Dufstoffe frei werden, und zweitens, wie sie auf den, welcher sie einatmet, wirken. Der erste Punkt kann nur durch zahlreiche Beobachtungen bewiesen werden. Am leichtesten ist nach Herrn Jäger der Nachweis, daß im Zustand der Angst der Ausdünstungsgeruch und Fleischgeschmack eines Tieres ganz anders ist, als in der Freude; er führt mehrere teils eigene Beobachtungen, teils von andern mitgeteilte Tatsachen an. Ein Tier in der Todesangst, so ein von Berittenen gefetzter Wolf, wenn er sich endlich gelähmt und wehrlos stellt, entsendet einen abscheulichen Geruch; das Fleisch von Hirschen, die auf der Parforcejagd erlegt werden, ist so durchtränkt von Ekelstoffen, daß man es überall nur den Hunden zu fressen gibt; um dem Hammel- und Schweinefleisch einen Wildgeschmack beizubringen, hezt und ängstigt man das Tier vor dem Schlachten u. s. f. Die Eiweißzerlegung und die Entwicklung der Dufstoffe aus dem Eiweiß in diesen Fällen nachzuweisen, bleibt dem Chemiker. Um uns kurz zu fassen, geben wir die Erklärung der Gemütsbewegungen (nach Jäger, Entdeckung der Seele, S. 68 ff.), wobei wir bemerken, daß jeder mit einigermaßen gutem Geruch begabte Mensch an andern in Erregung befindlichen die entwickelten Düfte riechen und deren Verschiedenheit je nach dem Charakter der Erregung bemerken kann. Die hauptsächlichsten Duforgane sind die Haare, an denen die Dufstoffe am lebhaftesten ausströmen, also am leichtesten zu bemerken sind.

Der Mensch entwickelt dreierlei Düfte: den Seelenruheduft, den Lustduft und den Unlustduft,\* der erste ist ohne eigenen Geruch, der zweite wohlriechend, der dritte stinkend. Eine Sinnesempfindung ruft durchaus nicht immer einen Affekt hervor, sondern erst, wenn sie einen gewissen Grad, den sogenannten Schwellenwert erreicht. Ist dies nicht der Fall, so findet eine Wahrnehmung, Beobachtung, Ueberlegung, Beurteilung statt, also eine rein geistige Tätigkeit. Die Erregung klingt allmählich

\* Es ist hier nicht recht klar, ob diese drei Dufstoffe als chemisch verschiedene zu denken sind, oder ob sie nur verschiedene Grade darstellen, so daß aus Anhäufung des ersteren der zweite, aus diesem der dritte Grad erreicht wird. Nach dem folgenden scheint die zweite Annahme richtig zu sein, doch deuten andere Stellen auf die erste.

ab, es bleibt ein Eindruck, eine Erinnerung. Der Stand der Dufstoffe wird dann nicht beeinflusst. Ist dagegen der Schwellenwert des Affektes überschritten, so findet eine Nervenregung statt, Gehirndufstoffe sind frei geworden, und diese, obwohl sehr flüchtig, können bei größerer Menge doch nicht so schnell aus dem Körper herausgeschafft werden. Es findet deshalb eine Nachwirkung statt, welche ein bestimmter seelischer Zustand ist, eine fröhliche Stimmung, ein Lustgefühl, oder eine traurige Stimmung.

Hiernach lassen sich die wesentlichsten Affekte erklären. Ist der Sinnesreiz, welcher durch Gefühl, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl wahrgenommen werden kann, harmonischer Natur, so werden die Luststoffe erzeugt; sie wirken anregend, belebend, erzeugen die Begierde; das Tier handelt, ergreift den Gegenstand seiner Begierde, seines Hungers oder seiner Liebe. Ist das Geschehen, so ist die Erregung vorüber, aber der Luststoff des Gehirns verduftet nicht sofort, er wirkt nach und erzeugt freudige, fröhliche, gehobene Gemütsstimmung. Gelingt es dagegen dem Tier nicht, sich des Gegenstandes seiner Begierde zu bemächtigen, so dauert die Erregung nicht nur fort, sondern sie gewinnt an Stärke, so daß endlich ein Stärkegrad erreicht wird, bei welchem der niederdrückende Unluststoff erscheint; es erfolgt eine traurige, niedergeschlagene Stimmung, Trauer, Unzufriedenheit. Beim Menschen treten wegen der höher entwickelten geistigen Beziehungen auch Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen als Anstöße zur Eiweißzerlegung, daher zum Freiwerden von Dufstoffen im Gehirn und als Anlässe zu solchen Stimmungen auf.

Ist der Reiz dagegen disharmonischer Natur und von mäßiger Stärke, so treten die Dufstoffe des Gehirns anregend, Tätigkeit auslösend, also als Luststoffe auf. Das durch sie bewirkte Mutgefühl kann sich zum Zorn und zur Wut steigern. Die bleibende, in der Erinnerung fortlebende Erregung ist der Haß. Als Nachwirkungen dieser Erregung zeigen sich Freude, Befriedigung bis zur Seelenruhe abklingend, bei günstigem Verlauf. Stellen sich dagegen weitere Schwierigkeiten in den Weg oder gelingt es nicht, die Ursache der Erregung zu bewältigen, so steigert sich die Erregung bis zu dem Grade, in welchem die Gehirndufstoffe als Unluststoffe auftreten. Das Resultat ist die Furcht, „die mit Unruhe verbundene Trauer,“ und als Nachwirkungen Trauer und Resignation.

Ein disharmonischer Reiz von höherer Stärke, welcher den Grad der Unlust überschreitet, erregt Unluststoffe; die erscheinende Wirkung ist die Angst, sich bis zur Todesangst steigend, bei unerwarteter, überraschender Erregung, Entsetzen, Erschrecken. Ist das Tier aber der Todesgefahr trotz der lähmenden Wirkung des Ueberreizes glücklich entronnen, so treten neben den schwächer werdenden Unluststoffen die Luststoffe auf, es schwankt zwischen Angst und Freude, bis letztere überwiegt und mit Seelenruhe endigt.

Zugleich sieht man hieraus, daß nicht der Wille, ein überirdisches Etwas, den Anstoß zum Handeln gibt; die Muskel- und Nerventätigkeit geht von den Dufstoffen aus.

Gegen dieses System mag manches einzuwenden sein. Die anzustellenden Untersuchungen werden aber bald Klarheit schaffen, und wir sind überzeugt, daß der gewissenhafteste Philosoph sich befehren wird, wenn die Chemiker ihm die Flasche mit Dufstoffen gefüllt vorhalten werden und er durch Einatmen desselben ihre Wirkung im eigenen Schädel spüren kann. Es führt uns das auf die zweite oben angeführte Frage nach der Wirkung der Seelenstoffe. Diese Wirkungen ziffermäßig nachzuweisen ist Herr Jäger bemüht mit Hilfe des Chronostops (Zeitanzeiger). Der Apparat ist in den Leitungsdrat einer elektrischen Batterie eingeschlossen. Ein Zeiger an demselben läuft um, sobald der Strom hindurchgeht, und steht sofort bei Unterbrechung des Stromes still. Der Untersuchende kann durch einen Anker die Leitung schließen und öffnen, ohne daß ihn der Strom selbst trifft. Wenn er nun nach dem Zeiger sieht und so abgewendet die Leitung herstellt, sobald er aber den Zeiger sich bewegen sieht, die Hand mit dem Anker zurückzieht und den Strom

wieder unterbricht, so ist offenbar zwischen dem Moment, in welchem das Auge den Zeiger am Chronoskop fortrücken sah, und dem späteren, in welchem die Hand zurückgezogen wurde, eine bestimmte Zeit verflossen, die aus der Bewegung des Zeigers erkennbar sein muß. Man kann so die Zeit bis auf tausendstel Sekunden genau bestimmen. Die Leitung zwischen Auge und Hand ist aber lediglich durch Nerven hergestellt; man kann also

durch diese Messungen die Geschwindigkeit der Nervenströme (Nervengeschwindigkeit) messen. Um mit einiger Sicherheit schließen zu können, muß man in derselben Stimmung mehrere (10, 12 bis 20) Messungen machen; die Schlüsse daraus sind dann folgende: 1) sind die erhaltenen Zahlen, welche tausendstel Sekunden angeben, gleichmäßig niedrig, so ist die Nervengeschwindigkeit bedeutend; die Stimmung ist ruhig, aber heiter.



Raffael.

2) sind die Zahlen gleichmäßig hoch, so ist die Nervengeschwindigkeit gering, die Stimmung auch ruhig, aber unlustig und niedergeschlagen. 3) sind die Zahlen sehr ungleichmäßig, vielleicht um das doppelte verschieden, so ist der Grund unruhige, reizbare, erregte Stimmung.

Zwei Beispiele zur Erläuterung aus den Messungen des Herrn Jäger: Nach der Mittagsruhe aus einer Reihe von Messungen das Mittel (in tausendstel Sekunden) 134, die höchste Zahl 152, die niedrigste 102, der größte Unterschied also 50. Diese Zahlen würden demnach einen Zustand der Ruhe an-

zeigen; nach vierstündiger, angestrengter unangenehmer Arbeit: das Mittel 172, höchste 204, niedrigste 146, Unterschied 58; die Zahlen sind nicht nur höher, sondern auch von größerer Differenz, also Zustand der Erschöpfung und Unruhe; nach kurzem Spaziergange: Mittel 134, höchste 160, niedrigste 118, Unterschied 42, also noch geringe Erschöpfung, die Ruhe ist wiederhergestellt. Das zweite zeigt die Erregung der Freude. Morgens 8 Uhr: Mittel 156, höchste 188, niedrigste 104, Unterschied 84. Diese Zahlen zeigen gegen die erste Messung des vorigen Beispiels eine langsame Nervengeschwindigkeit und

einige Erregung. Mittags 1 Uhr vor Tisch, nachdem um 9 Uhr freudige Nachricht eingetroffen: Mittel 139, höchste 204, niedrigste 72, also die Differenz 122; d. h. in froher Erregung die Nervenzeit abgekürzt, aber dabei große, freudige Umrufe. Die freudige Erregung erhält Nachmittags neue Nahrung: Abends 7 Uhr: Mittel 140, höchste 172, niedrigste 114, Unterschied 52; die Zahlen also ziemlich gleichmäßig, niedriger als am Morgen, deuten auf ruhige, heitere Stimmung.

Herr Jäger untersucht nun seine Nerven geschwindigkeit in den verschiedensten Fällen und findet, daß die Erregung des Hungers schon durch das Einatmen von Speisebüßen, noch mehr allerdings durch den Genuß der Speisen beseitigt wird; daß durch Einatmen widriger Düfte die Erregung größer, die Nervengeschwindigkeit geringer wird. Er prüft namentlich Personen, welche sich in erregtem Zustande befinden, und solche, welche den Duft der ersteren eingesogen haben; die Zahlen, welche sich bei beiden ergeben, stimmen auffallend überein, woraus folgt, daß die Lust- oder Unlustduftstoffe bei anderen Personen die entsprechend gleichen Erregungen hervorrufen. Er beschreibt eingehend die verschiedenen Gerüche, welche er hat prüfen können. Man sieht, daß die Wirkungen der Düfte gerade die von den Metaphysikern der Seele zugeschriebenen Eigenschaften sind, und daß Herr Jäger vollständig recht hat, wenn er sagt: „Ich habe die Seele entdeckt.“ Wir erwähnen nur noch zwei Punkte seiner Ausführungen. Er beschreibt und beweist durch Zahlen den beruhigenden Einfluß, welchen unter allen Umständen der Ausdünstungsstoff seiner Gattin auf ihn ausübt, und gründet darauf seine Ansicht von der Sympatie. Sympatie, wie Antipatie bestehen in angenehmen und stinkenden Gerüchen und bezeichnen immer nur die Beziehungen der chemisch-physikalischen Beschaffenheit zweier Menschen, wie sich die ganze Seele aus Gestank und Wohlgeruch zusammensetzt. Die Ausführungen des Herrn Jäger, besonders die statistischen und die gesundheitspolizeilichen Inhalts (Entdeckung der Seele, pg. 248—254) sind von hohem Interesse für jeden, welcher die Zusammensetzung der menschlichen Gesellschaft überhaupt studirt.

Die Psychologie ist somit den philosophischen Disziplinen entzogen und den experimentellen Naturwissenschaften zugewiesen, so sehr sich auch Metaphysik und Realismus dagegen sträuben mögen. Aber auch das weite und dunkle Gebiet der Ideenlehre wird in bedenklicher Weise durch die Jägerschen Lehren beeinflusst. Da Herr Jäger diesen Punkt garnicht berührt, so gar augenscheinlich unser Gegner hier sein dürfte, und wir keine Kritik üben, sondern nur eine Darstellung versuchen wollten, so können wir diesen Einfluß nur kurz andeuten. Das Angenehme, soweit wir es durch den Geruch und Geschmack wahrnehmen, ist nur ein harmonisches Verhältnis zwischen den Duftstoffen des genossenen oder gerochenen Gegenstandes und der genießenden Person. Dasselbe findet auch statt, wenn wir es durch Augen oder Ohren wahrnehmen, oder es sich auf eine rein geistige Wahrnehmung bezieht. Welcherlei die Bewegungen oder sonstigen Vorgänge im Innern des Menschen sein mögen, immer müssen sie mit den äußeren übereinstimmen, wenn die Wirkung eine angenehme sein soll. Das Wahre, Gute, Schöne, Erhabene, Tragische u. s. w. sind nur Steigerungen und Modifikationen des Angenehmen, also auch nur Verhältnisse und keine Ideen, doch wirklich bestehende, übersinnliche Wesen. „Ein Bild ist schön“ bedeutet nur: „Seine Wirkung auf den Beschauer ist diesem angenehm, schön.“ Ist es auch dann noch schön, wenn es niemand sieht? Ja, auch dann ist es noch so, daß es eine angenehme Stimmung des Beschauenden hervorrufen würde, wenn es jemand sähe. In abgeleiteterm Sinne nennen wir denn auch das Bild schön. Das Häßliche und verwandte Ideen sind umgekehrt von unangenehmer Wirkung auf den Wahrnehmenden. Wir dürfen hier nicht ausführlicher sein. Wir kommen damit allen Einwänden zum Trotz auf den alten Satz zurück: Der Mensch ist das Maß der Dinge, oder modern ausgedrückt: Wir vertreten das Recht der Persönlichkeit, welches jede in gleicher Weise hat, wie jede andere.

Obwohl sogar die schüchternen, wenn auch konsequente Päda-

gogik es dahin gebracht hat, eine rein materialistische Erklärung der geistigen Tätigkeit des Menschen aufzustellen, indem sie dieselbe aus wiederholter Beobachtung, Erfahrung und Verknüpfung der Beobachtungen erhaltenen Gedanken ableitet — Darwin sagt: Die Nervenkraft fließt gewohnte Wege — so versucht Herr Jäger, als ein Schüler Darwins, den Geist im Unterschiede von der Seele als eine metaphysische Substanz, etwas übersinnliches und überirdisches, himmlisches zu erklären. Wenn wir zu den gewöhnlichen Kritikastern gehörten, wie sie heut zu Hunderten herumlaufen und schreiben, so würden wir jetzt Herrn Jäger noch viel weiter herunterreißen müssen, als wir ihn erhoben haben, indem wir seinen Namen in eine Reihe mit denen Cuviers, Meckels, Darwins stellten. Aber wir haben selbst das Recht der Persönlichkeit verteidigt und halten es auch den Gegnern gegenüber heilig, andererseits sind wir noch einer reinen Bewunderung und Hochachtung fähig, welche nicht allein den Gedanken, sondern auch den, der ihn entwickelte, ehrt, und verachten jene moderne, welche überall ihre Bedenken und Vorbehalte im Munde führt. Wir folgen daher Herrn Jäger auf dieses Gebiet überhaupt nicht, da es unmittelbar mit seiner Theorie nichts zu tun hat.

#### 4. Die Jägersche Gesundheitslehre.

Es bleibt noch übrig, die eigentlich praktische Seite der Jägerschen Theorie zu erörtern, nachdem wir unsere Anschauung über den naturwissenschaftlichen und philosophischen Wert derselben dargelegt haben. Dieser letzte Punkt ist der bekannteste. Ist ja doch die Wollkleidung von vielen angenommen worden und bewährt gefunden. Dieselbe ist aber auch durch ein Patent geschützt. Wenn wir einen Vorwurf gegen Herrn Jäger erheben, so ist es der, daß er auch die Wissenschaft in den Dienst von geschäftlichen Unternehmern gestellt hat. Geboren werden, Krankheit und Sterben kosten schon viel Geld, nun will das Kapital auch seine Prozente für die Gesundheit! Das Vorurteil der Laien könnte dadurch versucht werden, den Professor Jäger in eine Reihe zu stellen mit dem Apoteker Daubig, dem Dr. Airy, den Geheimmittelschwindlern und Konsorten; das Gerücht erzählt bereits verleumderischer Weise, er habe auf den Vorwurf, die Wollkleidung sei nichts nütze, geantwortet: „Was tut das, bringt sie doch Geld ein.“ Unsere Leser werden solcher Rederei nicht ohne weiteres Glauben schenken; aber wie anders stehen z. B. Siemens und Halske da! Luther weigerte sich für seine Schriften Geld anzunehmen, weil seine Ideen Gemeingut sein sollten. Doch der Zug der Zeit kann auch dem einzelnen kein Maler sein. Ziemlich allgemein ist aber die Ansicht verbreitet, der eigentliche Kern der Theorie sei die Gesundheitslehre, während sie doch nur eine notwendige Konsequenz ist. Das hat seinen Grund darin, daß das Publikum heut sich nur an das praktisch verwendbare hält, der Wissenschaft aber die ganze Lehre un bequem ist, weil sie nicht in das alte System paßt, sondern revolutionär ist.

Am nächsten liegt, Geisteskrankheiten mit den Duftstoffen in Zusammenhang als Wirkung und Ursache zu bringen. Herr Jäger deutet dies an, lehnt aber ab näher darauf einzugehen, da er kein Psychiater sei. Dagegen spricht er sehr ausführlich über die allgemeine Gesundheitslehre, und seine Gedanken muß die Naturheilkunde zum wissenschaftlichen System erweitern, wenn sie sich zu der Stellung emporarbeiten will, welche ihr gebührt.

Stellen wir uns die Lebensvorgänge im menschlichen Körper einmal folgendermaßen vor, wobei wir an unsere obige kurze Notiz über die Nahrungsmittel erinnern. Wer des Tages dreimal Nahrung zu sich nimmt, hat bei der folgenden Mahlzeit die vorhergehende noch nicht völlig verdaut. Die Verdauung ist aber die eigentliche Zufuhr von Nahrungstoffen für den Körper. Die Stoffzufuhr ist also als eine stetige aufzufassen. Ebenso ist der Stoffverbrauch ein stetiger. Bei jedem Atemzug, jeder Muskelbewegung, jeder Zusammenziehung und Ausdehnung des Herzens, des Magens, jedem Gedanken, jeder Sinnesstätigkeit wird aufgespeicherter Stoff verbraucht, d. h. zerlegt; zugleich ist jede denkbare Lebenstätigkeit von einer Zerlegung von Gehirnstoffen begleitet. Inwiefern zerlegte Stoffe

vom Körper wieder verbraucht werden können, ist uns hier gleichgültig; wir zählen sie dann zur Stoffzufuhr, bezweifeln aber aus anatomischen Gründen, daß es überhaupt möglich sei. Bei jeder Zersetzung werden auch die Dufstoffe frei, bei den Eiweißstoffen die dem Individuum und der Art eigentümlichen Seelendufstoffe. Die unbrauchbaren Stoffe müssen ausgeschieden werden. Dies geschieht erstens durch Kot und Harn; sie enthalten die abgenutzten Stoffe des Körpers, wie die unbrauchbaren und die nicht aufgenommenen nahrhaften der Nahrungsmittel; zweitens durch den Atem und drittens durch die Haut. Die Auswurfstoffe durch Hals und Nase sind nur bei Krankheiten von Hals, Nase, Lunge oder Magen fest oder flüchtig. Beim gesunden Menschen sind sie luftartig und bestehen der Hauptsache nach aus Wasserdampf, Kohlensäure, flüchtigen Säuren und Oelen. Weder die festen noch die flüssigen noch die luftigen Auswurfstoffe sind chemisch genügend untersucht und bekannt. Die Gesundheit des Menschen hängt demnach lediglich von der stetigen und regelrechten Stoffaufnahme ab, wie von der stetigen und regelrechten Stoffzersetzung und der regelmäßigen Abführung der abgenutzten Stoffe aus dem Körper. Jede Hemmung dieser Tätigkeit, jede Aufnahme schädlicher Nahrungsmittel, jede regelwidrige Zersetzung der Körperbestandteile ist krankhaft; alles, was zur Erhaltung oder Wiederherstellung des Stoffwechsels dient, ist Heilmittel: so gute, geeignete Nahrung, reine Luft, Ruhe oder lebhaftige Bewegung, Reinhaltung der Haut, innere Reinigung durch erhöhte Ausscheidung schädlicher Stoffe, Kleidung u. s. w. Besonders hervorzuheben sind hier die contagiösen Krankheiten. Diese rühren her von niedrigen, nur mit dem Mikroskop wahrnehmbaren Organismen, welche man gewöhnlich als kleine Pilze bezeichnet; sie gedeihen am besten in feuchten, sumpfigen Gegenden, wo die Fäulnisstoffe verwesender Organismen ihnen reichlich Nahrung bieten in allen Jahreszeiten, außer bei Frost und großer Hitze, welche ja auch immer trocken sind. Diese Organismen gelangen in den Körper und, wenn dieser dazu geeignet ist, wuchern sie in den Gedärmen und wandern aus nach den Schleimhäuten, welche sie zerstören. Dies stimmt genau mit dem Vorkommen in der Natur überein, wonach Fäulnisstoffe\*) und Feuchtigkeit — es ist dies für uns wichtig — ihre Lebensbedingungen sind. Andere Pilze gehen ins Blut über und zersetzen dieses. So wird jetzt namentlich die Diphtheritis erklärt. Ein wissenschaftlicher Vertreter der Naturheilkunde, Herr Dr. Dittmann, sagt daher ganz richtig, die Diphtheritis müsse im Darm bekämpft werden; Herr Jäger fügt hinzu, was jener ganz vergißt, auch durch Vertreibung aller überflüssigen flüchtigen und flüssigen Stoffe des Körpers, durch eine slotte Hautausdünstung und angemessene Kleidung. Andere Krankheiten, welche contagiös und daher auch ansteckend sind, sind vermutlich alle Seuchen und eine Reihe von Fiebern, Scharlach, Typhus und die Malariefieber, welche letzteren bei den jungen Ärzten eine so sehr beliebte Krankheit sind, daß sie dieselben schon auf dem trockensten Sande der Mark Brandenburg wittern. Weiter ist zu beachten, daß manche Tiere, die Epizoen-Fliege, Wanze, Floh etc., und vielleicht auch viele Entozoen, entschiedene Seuchenparasiten sind; sie halten sich am liebsten in getragener Wäsche, in unreinen, dumpfigen Zimmern, auf Miststätten, Kloaken u. s. w. auf und belästigen am meisten frange Menschen und Tiere.

Welche Rolle spielen nun hierbei die Dufstoffe? Wir haben gesehen, daß die Entwicklung der Dufstoffe im Körper eine stetige ist, sowohl der Luft- als der Unluststoffe. Herr Jäger

\*) Fäulnisstoffe sind alle Zersetzungsprodukte organischer Körper, aber erst dann, wenn sie selbst wieder organisches Leben zeigen. Wir schalten hier eine äußerst bemerkenswerte Notiz des Herrn Jäger ein. Auf die Frage, „duftet ein Leichnam?“ werden viele unbedenklich antworten: „er stinkt.“ Das ist falsch, Garnicht riecht er. Wenn der Leichnam gereinigt ist, kann man keinerlei Geruch an ihm wahrnehmen. Erst nach einiger Zeit, wenn neue organische Wesen in ihm wuchern, fängt er an übel zu riechen, d. h. er fault. Fäulnis und Verwesung sind daher nicht Zeichen der Vergänglichkeits, sondern gerade das wieder erwachende organische Leben. Wir dürfen daher von dieser Seite her auch endlich Aufklärung darüber erwarten, was Tod und Leben, welches der wesentliche Unterschied zwischen organischem und unorganischem Leben ist, wenn überhaupt ein solcher besteht; denn Stoffwechsel findet überall statt.

führt hier einen neuen Unlustduftstoff ein, den Angststoff. Wir vermuten, daß die Anhäufung von Dufstoffen jeglicher Art im Körper schädlich wirkt; denn alle beeinflussen die Stimmung sehr entschieden nach allen Seiten hin und würden sie bei fehlender Ableitung stets übertreiben; alle sind Zersetzungsprodukte, also verbrauchte Stoffe und daher zu entfernen; was daher von den Angststoffen gesagt wird, gilt mehr oder minder von allen. Grund zur Annahme desselben ist die Tatsache, daß bei Eintritt der Angst, besonders der Todesangst, ein ganz eigener, heftig und übelriechender Stoff dem geängstigten Wesen entsteigt. Wenn man dagegen ein Tier plötzlich tötet, das Gehirn zerreibt in einer Reibschale und mit einer Säure begießt, so erscheint sofort ein Duf, welcher identisch ist mit dem einem geängstigten Tiere gleicher Art entströmenden. Der Dufstoff hat also seinen Ursprung im Gehirn. Wie ist der Erfolg desselben Experimentes bei einem zu Tode gequälten Tiere? Die Frage liegt sehr nahe; Herr Jäger erörtert sie nicht. Fehlt der Duf in diesem Falle, so ist der Beweis um vieles vollständiger. Tierschutz und Antivivisektion brauchen sich hier nicht zu erschauern; die Parforcejagd, die Lieblingsunterhaltung großer Herren, ist ja keine Vivisektion, keine verrothende, sondern eine sittliche Unterhaltung; sie wird ja genügendes Experimentalmittel liefern. Der Angststoff durchströmt den ganzen Körper, wie er ja bei dem auf der Parforcejagd gezeigten Wild das Fleisch ungenießbar macht, und ist an den Excrementen z. B. deutlich wahrnehmbar. Die übrigen Wirkungen der Angst beweisen aber zur Evidenz, daß ein wirklich nachweisbarer Stoff vorhanden sein muß. Die Wirkung auf den Gesamtorganismus ist eine lähmende, hemmende; im Bereich willkürlicher Bewegung bleibt die Muskeltätigkeit aus, die Glieder versagen den Dienst, die Stimme stockt in der Kehle; gelingen die Bewegungen, so sind sie kraftlos, zitternd, unsicher; im Bereich der unwillkürlichen Bewegungen finden wir die Hemmung der Atmungsbebewegungen, der Herz- und Blutbewegung und damit zusammenhängend das Erblassen der Haut. In den vegetativen Organen ist charakteristisch das Auftreten von meist flüssigen Ausscheidungen, in der Haut der kalte Angstschweiß, in Darm, Blase, Leber; auch daß bei hochgradiger, langandauernder Angst die Haare bleichen, gehört hierher. Hält man hiermit nun die andere Tatsache zusammen, daß Menschen, welche angefaßt eines Cholera-, Typhus- oder Pestkranken oder bei der Leiche eines solchen von Angst befallen werden, oder auch während der Anwesenheit einer Epidemie fortwährend in Angst vor der Krankheit leben, äußerst empfänglich für die Ansteckung sind, und weiter, daß die feuchten Ausscheidungen die beste Nahrung für die Seuchepilze sind: so ergibt sich von selbst, daß der Angststoff der eigentliche Träger für die ansteckenden Krankheiten im Körper ist.

Die Untersuchung wendet sich nun besonders der Hauttätigkeit zu. Daß die Ausscheidungen durch Mund und Nase, Blase und Darm nicht hinreichen, den Körper gesund zu erhalten, geht daraus hervor, daß lactirte Tiere stets sterben, ebenso Menschen, deren größerer Teil der Haut, etwa zwei Dritteile zur Ausdünstung unfähig wurden z. B. durch Uebergießen und Zerstören durch Säuren. Bekannt ist, daß die Stimmung eine schlechtere wird bei Unterdrückung der Hauttätigkeit; ein hanges Gefühl, ein fieberhaftes Brennen in der Haut empfindet man in einem mit Menschen überfüllten, schlecht ventilirten Raume, wie in einer die Hautausdünstung hemmenden Kleidung. Dies rührt nicht nur von dem erschweren Atmen, der schlechten Luft her, sondern überdies von der erhöhten Angststoffentwicklung im Körper.

Wir haben also gesehen: die schädlichen Stoffe im Körper sind das überflüssige Wasser der Gewebe und die Dufstoffe; sie sind schädlich als Träger der widrigen Stimmungen und leidenschaftlichen Erregungen, der Seuchen und anderer Krankheiten. Sie werden stetig im Körper erzeugt, es muß daher für ihre stetige Ausscheidung gesorgt werden. Dazu trägt wesentlich die Hauttätigkeit bei. Und weiter ist klar, daß diese befördert wird durch Arbeit, Bewegung, Turnen, Dampfbäder u. s. w. Aber der Gewebewasserstand ersetzt sich sehr bald

wieder aus der Stoffzufuhr, außerdem aber wirken die in der Kleidung sich festsetzenden Stoffe schädlich. Es muß also eine Kleidung gefunden werden, welche die Hautausdünstung lebhaft erhält und die Ausdünstungsstoffe leicht durchläßt, d. h. sie möglichst schnell an die Luft befördert, nicht aber aufsaugt.

Unsere gegenwärtigen Bekleidungsstoffe liefern die Pflanzen und Tiere; aus Pflanzenfaser (Holzfaser) bestehen Leinwand und Baumwollenzeuge, aus Tierfaser Wollen- und Seidenzeuge. Auf die letzteren erstrecken sich die Untersuchungen des Herrn Jäger nicht. Das Verhalten beider ist ein geradezu entgegengesetztes. Die Holzfaser saugt die Dufstoffe des Körpers auf und hält sie ungemein fest. Es wird dies durch viele Tatsachen gestützt: die Kleider saugen den Schweiß auf, bleiben lange naß, werden nach dem Trocknen hart, halten den Schweißdunst; wenn sie naß sind, wirken sie unangenehm abkühlend und vermindern so die Hautausdünstung, da sich die Poren schließen; sogar das Waschen ist nicht im Stande, den Dunst zu vertreiben. Personen, deren Geruchssinn kräftig genug ist, können noch nach Jahren an Gegenständen den Dunst des Besitzers wiedererkennen. Herr Jäger hat sich eine Sammlung von Haarnetzen angelegt; es genügt, daß eine Person das baumwollene Netz acht Nächte auf dem Kopfe hat, um es vollständig mit ihrem eigentümlichen Dufte zu füllen, welchen es dann dauernd festhält. Die Holzfaser wirkt namentlich auch dadurch schädlich, daß die Unluststoffe stets wieder eingeathmet werden. Die Versuche mit dem Chronoskop zeigten nach dem Einatmen des Dufstes von getragener leinener Wäsche eine Verminderung und erhöhte Unregelmäßigkeit der Nervengeschwindigkeit, also eine verschlechterte Stimmung. Die Wollfaser zeigt sich dagegen als äußerst durchlässig für die Dufstoffe wie auch für den Wasserdampf; sie trocknet leicht und kühlt die Haut nicht ab, befördert daher die Ausdünstung. Das Einatmen des Dufstes wollener Wäsche bewirkte Erhöhung und größere Gleichmäßigkeit der Nervengeschwindigkeit. Diese letztere Erscheinung erklärt sich folgendermaßen: Die Unluststoffe sind zum Teil nur Zeretzungsprodukte der Luststoffe, sind daher auch flüchtiger als diese; die Wollkleidung läßt daher jene sofort durch, während sie die Luststoffe länger festhält. Dies stimmt auffallend damit überein, daß die Haare, bei den Vögeln die Federn, die Duforgane sind, d. h. diejenigen Organe, durch welche die Dufstoffe am lebhaftesten ausströmen; daher in leidenschaftlicher Erregung die Tiere die Rückenhaare sträuben, viele Vögel die Halsfedern, am Menschen duften die beharten Stellen entschieden, als freie Hautflächen, deshalb die Wäsche an diesen Stellen, Brust, Achsel, Fuß u. stärker duftet. Damit wird auch der Eintritt stärkerer Behaarung zugleich mit der Mannbarkeit genügend erklärt, so das Wachsen des Bartes u.

Alle diese Tatsachen haben nun Herrn Jäger zu einem Verfahren geführt, welches er Desodorisation genannt hat, d. h. Vernichtung der Dufstoffe. Es besteht in der Benutzung von Dampfbädern und Wollkleidung mit Vermeidung aller Holzfasern; auch bei der Bekleidung, Bedeckung und dem Lager während der Nacht werden nur Wolle und Federn zugelassen. Die Wirkung ist folgende. Der Körper nimmt an Umfang ab, die Fettpolster unter der Haut verschwinden, während doch die Haut straff bleibt. Das Fleisch der Muskeln erhält eine bretartige Härte. Die Wirkung des Turnens und kräftiger Körperarbeit ist eine gleiche, wie Herr Jäger aus Messungen an Soldaten

beim Eintritt und Abschied nachwies. Der Gehalt an Wasser und flüchtigen Stoffen ist vermindert, das spezifische Gewicht ist größer geworden. Der Körper ist widerstandsfähiger; er erträgt Anstrengungen leichter und ist nicht mehr empfindlich gegen die Einflüsse der Witterung; die Kleidung ist Sommer und Winter dieselbe. Die Nervengeschwindigkeit ist erhöht, ein Resultat, welches man physiologisch zwar erwartet, welches aber physikalisch auffallend ist, da Wasser ein guter Leiter der Elektrizität ist, und man sich die Nervenströme so gern als elektrische vorstellt. Das Wohlbefinden ist ein erhöhtes, damit die durchschnittliche Stimmung eine bessere. Leidenschaftliche Erregungen sind seltener, weniger heftig; die Neigungen aber stärker und tiefer; damit würde zusammenpassen, daß die Vorliebe für scharf gewürzte Speisen sich verloren hat, ebenso die Abneigung gegen gewisse Speisen. Die Kränklichkeit ist ganz verschwunden, der Körper vermutlich gegen jede ansteckende Krankheit geschützt, da den Seuchenpilzen die Lebensbedingungen entzogen sind; auch die Seuchenparasiten belästigen nicht desodorisirte Menschen; sie richten sich eben nur nach den Dufstoffen. Herr Jäger faßt alles das in die Worte zusammen: wetterfest, affektfest, seuchenfest.

Der letzte Punkt verdient noch einige Erläuterung wegen seiner großen praktischen Wichtigkeit. Die Frage, wie die Seuchen zu bekämpfen seien, ist sehr oft erörtert worden, der Vorschläge und Geseze sind viele; Chlor, Schwefel, Heilmittel haben nichts geholfen; denn erstere vernichten wohl die Kontagien in der Luft, aber nicht die im Körper, letztere höchstens die im Körper, aber nicht die in der Luft. Gegen die Pocken ist heut der Impfwang allgemein; durch das Impfen soll dem Körper das Gift beigebracht werden, damit er sich daran gewöhnen und dadurch unempfindlich für die Krankheit werde, gerade so, wie man sich etwa an Arsenik gewöhnen kann, indem man mit kleinen Dosen anfängt und sie allmählich steigert, bis schließlich der Körper gegen manche Gifte gesichert ist. In neuerer Zeit ist bereits der Vorschlag gemacht worden auch die Syphilis zu impfen; warum nicht auch die Cholera u. s. w.? Aber schon die Aengstlichkeit der Kinder, die entwickelten Angststoffe müssen der Wirkung des Impfgiftes hinderlich sein, abgesehen von allen anderen Gefahren. Hier in der Gegnerschaft gegen den Impfwang ist ein zweiter wichtiger Punkt, wo sich die Naturheilkunde und Herr Jäger treffen; aber letzterer geht entschieden richtiger vor, wenn er sagt: den Seuchenpilzen lassen sich die ihrer Verbreitung im Körper günstigen Bedingungen entziehen durch desodorisiren.

Und wie wurden die Ausführungen, welche für alle Menschen so wichtig sind, aufgenommen? Wir können nicht unterlassen auf unseren Eingang zurückzukommen; denn man freut sich, bestätigt zu finden, was man erwartet. Herr Jäger schreibt: Meine Schrift „Seuchensfestigkeit,“ deren Angaben sich jetzt Punkt für Punkt bestätigen, habe ich 1) als Bewerbungsschrift um den Cholerapreis Bréant an die Pariser Akademie der Wissenschaften, 2) an das deutsche Reichsgesundheitsamt nach Berlin zur Begutachtung gesandt. Die erste Stelle ließ mir durch den Herrn General Morin mitteilen, die sonst interessantesten Nachweise seien nicht ausreichend, wogegen zunächst nichts einzuwenden ist; nur glaubte ich, die Kommission werde daraus die Anregung entnehmen, die Prüfung selbst in die Hand zu nehmen. — Vom kaiserlichen Reichsgesundheitsamt bekam ich keine Antwort!

## Fahrende Schüler.

Von Manfred Wittich.

Pfarrherr, du Kühler,  
 Deffne das Thor!  
 Fahrende Schüler  
 Stehen davor!

(Schiffel.)

Als die oberbairische Abtei Benediktbeuern aufgehoben wurde, fand sich in der Bücherei derselben eine kostbare Handschrift, die im Verzeichniß der Schriftschätze des Klosters gar nicht mit auf-

geführt war. Das hatte seinen guten Grund. Sie enthält lateinische und deutsche und aus beiden Sprachen gemischtzeitige Lieder, die zu den unmittelbarsten dichterischen Ergüssen des deutschen Volksgeistes gehören; und darunter ist gar manches Liedlein, welches recht wenig klösterlich klingt, welches von so verhänglichen Dingen wie von — Weibern und Wein, von Würfel- und Schachspiel singt. Unter dem Titel „Carmina



Fornarina. Von Raffael.

Burana“, d. i. Beuerner Gedichte, erschien ein Abdruck der ganzen Handschrift 1847 zu Stuttgart: herausgegeben hat sie Schmeller, der bekannte Germanist und Schulmann, der, wie die Leser der „N. W.“ wissen, Meister Pestalozzi's Lehren dereinst sogar ins ferne Spanien trug.

Wir können diesen glücklichen Fund nur mit Freuden begrüßen, da das Leben der mittelalterlichen Klöster und ihrer Bewohner eine ganz neue Beleuchtung erhält, die aus den offiziellen Schriftstücken nun und nimmermehr gewonnen werden konnte. Trotz allem Singen und Beten, Fasten und Wachen konnte der „alte Adam“ eben doch nicht so gänzlich „ersäufet werden“, daß er nicht manchmal gar tolle Sprünge machte, die in einem eigentümlichen Gegensatz standen zur mönchischen Kutte und Kapuze. Von gutem Trunk, von Schach und Würfelspiel, von weltlichem Gesang und Tanz reden zwar genugsam die zahlreichen Geetze und Ordnungen, so erlassen wurden von Fürsten und Herren, Bischöfen und Päbsten: hier aber, in unserm alten Lieferbuche, wird uns ein unmittelbar aus der Wirklichkeit herausgeschnittenes Bild entrollt, welches an Deutlichkeit der Umrisse und an Kraft der Farben nichts zu wünschen übrig läßt.

Die beste Gelegenheit nun, allerlei Seitensprünge zu machen, hatte obgedachter alter Adam auf Fahrten und Reisen, welche Mönche und Klosterschüler zu bestehen hatten, erstere, wenn sie von den Oberen beurlaubt zu besonderen Zwecken auszogen, letztere, wenn sie die fröhliche Ferienzeit zum Lustwandern verwendeten. Das Reisen war damals für die Aleriker, gleichviel ob Mönch, ob Schülerlein, ungleich billiger wie heutzutage für den größten Teil der deutschen Geistlichkeit. Erstens konnten sie in jedem Kloster und Stift oder an jedem geistlichen Hof, bei jedem Standesgenossen das Handwerk grüßen, und zweitens glaubte jeglicher Mann vom Laienvolk sich eine Stufe in den Himmel zu bauen, wenn er diesen Wandervögeln Nuzung und Unterschlupf bot oder ihnen anderweit durch Habe und Gut förderlich und dienstlich war. Außer Beten und Messlesen leisteten die also Beschenkten dem gütigen Geber oft auch anderlei Vegendienste. Ihr christliches und weltweises Wissen, ihre rechtlichen und medizinischen Kenntnisse, ihre künstlerischen Fähigkeiten im Dichten und Singen und tausend andere Künste machten sie zu meist willkommenen Gästen.

Was das Singen anlangt, so wurden oft gar weltliche Worte und Weisen von wandernden Geistlichen vorgetragen, die so den Minnesängern Konkurrenz machten. Dem Domherrn Peire Rogier ward zu eng in seinem Kapitel, und so wallte er, ein geistlicher Troubadour, mit dem Wanderstab durch das Land, und zog sich die Küge zu, es zierme ihm besser, den Psalter, als Liebeslieder zu singen.

Der Mönch von Montauban besuchte in gleicher Weise, wenn ihm seine Amtsarbeiten als Prior es erlaubten, die Höfe um als Sänger sich hören zu lassen. Da er den also erworbenen Sold aber der Kasse seines Klosters auslieferte, nahm man es ihm nicht übel, wenn er als die vier schlimmsten Dinge bezeichnete: einen Mönch mit langem Barte, einen eifersüchtigen Ehemann, ein klein Stück Fleisch in großem Kessel und viel Wasser in wenig Wein.

Später, als neben den Klosterschulen die freien Schulen mit ihrer ungleich lockeren Verfassung entstanden, da ward die Zahl der fahrenden Schüler bedeutend verstärkt und die Wanderzeit beschränkte sich durchaus nicht nur auf Urlaubs- und Ferienfrist. Lehrer und Schüler machten einfach Schicht nach freiem Ermessen, wenn es ihnen gut und nützlich schien. Mangel an passenden und behagenden Lehrern, die Lust mehr oder anderes bei anderen Magistern zu lernen, oft bloße Wanderlust und noch öfter Liebe zum süßen Nichtstun und dem ungebundenen Leben, ja zuweilen wohl auch der Wunsch, dem Arm der Gerechtigkeit sich zu entziehen, waren Gründe für die Schüler, „auf die Fahrt“ zu gehen. Unberechenbar ist der Gewinn, den die Verbreitung von Wissen und Aufklärung, sowie einer freieren Lebensanschauung auf die Gesamtbildung des ganzen Volkes ausüben mußte, da so die Wissenschaft selbst auf Reisen ging.

Dadurch, daß lernlustige Leute unter Theologen, Rhetoren und Juristen an einem Orte sich zusammentaten und, wie die Handwerker, ihre zumstänzig geschlossene Körperschaft bildeten, entstanden eben Schulen und Universitäten, die mit eigenen Gesetzen und Gerechtsamen ausgestattet und mannichfach begabt und beschenkt wurden. Die Schulen und ihre Schüler lebten zum größten Teil in den Städten von den milden Gaben der Bürger, welche oft mit Stolz auf eine vielbesuchte Anstalt in ihren Mauern schauten. Achtung vor höherem Wissen kam hinzu zu der althergebrachten Ehrfurcht gegen alles Geistliche. Um mehr Teilnehmer heranzuziehen, setzte man das Schulgeld für Fremde auf die Hälfte herab, als Entgelt mußten sie Kalfaktorien tun: die Räume reinigen, heizen und — Ruten schneiden! An durchwandernde Schüler zahlten Kloster- und Schulvorstände, sowie Stadträte Unterstützung propter deum: um Gottes Willen. Auch „heischen gehen“ gleich den Einheimischen dursten die Fremden, wenn sie am Ort blieben und fleißig die Schule besuchten; Nürnberg schob sie ab, wenn sie innerhalb dreier Tage Frist nicht zur Schule gingen oder sonst ordnungswidrig sich betrogen.

Manches arme Schülerlein gewann auch durch besondere Aufmerksamkeiten und anstelliges Wesen aller Art eines Bürgers Gunst und erfuhr dann besondere Wohltaten; manch einer „sattelte sogar bei dieser Gelegenheit um“ und ergriff ein Handwerk, um erst später oder gar nicht wieder zur Wissenschaft zurückzukehren, wofür mehrere Beispiele überliefert sind.

Die schöne Tugend der Gastfreundlichkeit, welche jedem gemütsreichen, warmfühlenden Volke, also auch dem deutschen, eingeboren ist, und der kirchlich gepflegte Wohltätigkeits Sinn zeigen uns im Mittelalter, namentlich in der Zeit der aufblühenden Städte eine jener gesellschaftlichen Erscheinungen, welche mir verchrenswert scheinen: ich meine die umfangreiche Armenpflege.

Die Armen wurden in Klöstern und Städten gespeist, getränkt und gekleidet. Auch waren die städtischen Bäder, d. h. Halter von öffentlichen Bädern, an manchen Orten gesetzlich gebunden, den Armen ihres Viertels ein- oder zweimal wöchentlich freien Besuch ihrer Warmbäder zu gestatten. Es ist rührend, wie der wohlwollende Bürgersinn sich bei allem noch Schwankenden des Gesellschaftsgefüges äußert in den ausführlichen Bettlerordnungen mit all ihren nützlichen Bestimmungen. Und hierbei waren die Schüler, fahrende wie sesshafte, mit einbezogen. Es lohnte sich der Mühe, alles hier Einschlägige zusammenzustellen, zu sichten und ein treues Gesamtbild dieses ganzen Wesens zu schaffen, was, soviel ich weiß, bis jetzt noch nicht geschehen ist. Es wäre mir eine Herzensfreude, dem landesüblich und leider vielfach mit Recht so finster gehaltenen Bilde des Mittelalters ein paar wohlthuende Lichter aufgesteckt zu sehen!

Freilich hat auch unser Gegenstand seine Schattenseiten. Wo fehlten diese wohl überhaupt! Jeder Brauch hat neben sich den Mißbrauch. So auch hier. Von der sittlichen Wirkung will ich gar nicht reden, so daß der Wohltäter sich unbillig über seinen Schützling erhebt, daß der letztere sich immerhin etwas gedrückt und unfrei fühlt. Wichtiger aber ist folgendes. Wie oben schon berührt, wurden leicht aus den Fahrenden, oder wie sie lateinisch hießen, Vaganten, etwas ähnliches wie — Vagabunden im schlimmen Sinne des Wortes. Was guter Wille gab, das erschien bald den Herren Schülern als eine einzufordernde Pflichtgabe und Steuer. Dieser Mißstand rief bald Gegenmaßregeln hervor. Im mainzischen und trierschen Sprengel verordneten die Provinzialsynoden wiederholentlich (1259 und 1261) die Vaganten nicht zu unterstützen, auch nicht zu belohnen für das Singen bei Messe, Sanctus und Angelus, welches für Landstreicher und fahrende Schüler unziemlich und also überhaupt unzulässig sei.

Das Konzil zu Salzburg (1274) bestimmt für diese Provinz, daß den sogenannten fahrenden Schülern, welche den Armenlassen zur Last fielen und so den wahren Armen Abbruch täten, nach Verlauf zweier Monate keine Unterstützungen mehr gewährt werden sollten, da sie mit diesen Mitteln nur ein ärgerlich

Leben führten. 1291 wird in einer neuen Synode wieder gegen das Lotterleben der Vaganten geeifert, die früher schon wegen ihrer reichlichen Bacchusopfer auch mit einem Wortspiel Bacchanten benannt wurden. „Niemand soll,“ heißt es in dem neuen Erlaß, „in die verworfene Sekte der fahrenden Schüler eintreten noch darin verbleiben, auch soll der ganzen Gesellschaft jedes geistliche Privilegium und Vorrecht genommen sein, zur Bestrafung eingeliefert werden sollen die, so sich ein solch s anmaßen.“

Als eine besondere Körperschaft\*) fühlten sich die fahrenden Schüler frühzeitig schon, wenn sie auch nicht eben sonderlich exklusiv waren. Darüber singt ein feines Lied im benediktbeurenener Niederbuch:

Wir sind an Barmherzigkeit  
Echte Religiösen,  
Denn wir nehmen alles auf,  
Kleine sammt den Großen.  
Nehmen auf den reichen Mann  
Wie den arm- und bloßen,  
Den die frommen Klosterherrn  
Von der Schwelle stoßen.

Nehmen ferner auf den Mönch  
Mit rasirten Haaren,  
Pfarrer sammt der Hausnerin  
In gezeigten Jahren,  
Lehrer mit der ganzen Schul,  
Herren in Talaren,  
Einen Schüler doppelt gern,  
Nehlt's ihm nicht am Baaren.

(Die Bursche sind sogar international, denn es heißt weiter:  
Deutsch und welsch und slavisch Blut,  
Türken oder Heiden!)

Auch die Regeln dieses neuen Ordens werden mitgeteilt und sie sind in der Hauptsache recht wenig geistlicher, sondern stark epikuräischer, genußfreundiger Natur:

Eine Messe widerstrebt  
Unsres Ordens Ziele,  
Aus den Federn stüchtern wir  
Uns sofort ins Kühle,  
Hegen da bei Huhn und Wein  
Herrliche Gefühle:  
Hier spukt höchstens, wenn es spukt,  
Das Hazard im Spiele.

Rock und Mantel fahren hin beim altererbten deutschen Laster der Spiellust, denn: „Kleiderluxus widerstrebt unsres Ordens Lehren“ heißt es darüber. Und ferner:

Alles, was vom Leibe gilt,  
Gilt auch für die Beine:  
Wer ein Hemd hat — unbehoft  
Trag er die's alleine;  
Fällt ihm ein Paar Stiefel zu —  
Hausschuh halt er keine,  
Denn wer solches übertritt,  
Ruf aus der Gemeine!

\*) Diese Fahrenden als fidele lebenslustige Gesellen und gelehrt lateinisch singende Dichter, welche namentlich an geistlichen und an den höher d. i. lateinisch gebildeten weltlichen Höfen sangen, führten auch einen Koterie- oder Gesellschaftsnamen. Wie der Bauernstand Bruder Kunz oder Karsthans sich nannte und genannt wurde, wie die Landsknechte den zusammenfassenden Namen Bruder Weit führten, so nannte man diese lateinischen Fahrenden Goliarden, wahrscheinlich in Anlehnung an gola, was die Schlemmerei bedeutet. Wegen des ähnlichen Klanges wählten sich die Goliarden als Schutzpatron den Goliath oder Goliath, jenen gar gefährlichen Mann, wie Matthias Claudius singt; das mag daher kommen, daß die Goliarden ebenso wie die Spruchsinger, ebenso wie jedes Winkelblätchen unserer Tage, das eben auch zur sechsten Großmacht, der „Presse“ gehört, ihre Bedeutung im öffentlichen Leben fühlten und dazu auch noch sich über die eben genannten deutlich singenden Minnesänger und Spruchprediger unendlich erhaben fühlten und somit über die ganze Gesellschaft unserer Tage noch geblieben, der ja gern Uebermut ist den Studenten unserer Tage noch geblieben, der ja gern über den „Philister“ erhaben hinwegzieht. freilich zumeist ohne sonderlich viel Fug und Recht dazu zu haben. Dabei ist ihnen eben aus dem Gedächtnis entschwunden, daß der alte Schutzpatron ihrer Vorfahren eben der Goliath, jener größte Philister gewesen ist, dessen Wahl freilich in Anbetracht der Rolle, die er in der jüdischen Sage spielt, eine nicht eben glückliche zu nennen ist. —

Keiner stehle nüchtern sich  
Fort von seinem Lumpen:  
Wen's ihm an Moneten fehlt,  
Muß er eben pumpen!  
Sedt ja doch ein Pfennig oft  
Geld in schweren Klumpen,  
Wenn am Spieltisch sich das Glück  
Setzt zu einem Lumpen.

Unbedingter Frohsinn und nicht zu beugender Lebensmut sind erste Erfordernisse:

Nur keine Armeleutgesicht  
Als wie drei Tag Regen! . . .  
Denn auf Trübsal und Beschwer  
Folgt der schönste Segen.

Ja, das sind weinseuchte Lieder, wie sie der Bruder Studio der späteren Jahrhunderte auch nicht toller singen konnte. Aller Trinkfänger Vor- und Musterbild aber war jener Nikolaus, der einstmal, von Bonn herkommend, am Klostertor zu Heisterbach anklopfte, krank und schwach und angetan mit zerschlossener Kutte und todwunden Schuhen. Auch innerlich sah es mit dem armen Fahrenden nicht zum Besten aus; spukte es doch wie Neue und Leid und Bußetun in ihm: war ein Trauerbild! Als aber ezliche Wochen ins Land gingen und Leib und Seel und Rock und Schuh wieder ganz und gesund waren, hub sich der Genesene auf und vergaß des hochteuren Gelübdes, so er getan, seines Lebens schönen Rest beschaulich im Kloster zu verbringen, und vor dem Tor warf er die mönchische Kutte hinter sich und schüttelte den Staub von den Schuhen, um das alte Wanderleben wieder aufzunehmen. Und das darf uns nicht wundernehmen: jener Nikolaus war derselbe, den sie den Archipoeta nannten, und der konnte freilich nicht im Kloster sterben, dagegen spricht sein eigenes hochberühmtes Lied: *Mihi est propositum in taberna mori!*

Mein Begehrt und Willen ist  
In der Kneipe sterben!  
Nah den Lippen sei der Wein  
Oh sie sich entfärben,  
Und der Englein Sterbchor  
Möge für mich werben:  
„Laß den wadern Becklumpen,  
Herr, dein Reich ererben.“

Und weiter heißt es in diesem lustigen Testament:

Jeder Becher gehet ein  
Zu des Himmels Toren!

Endlich mahnt unser Erzjünger in den folgenden Versen:

Leib und Leben laßt dem Wein  
Uns, dem guten, weihen,  
Sintemal er innerlich  
Schafft ein gut Gedeihen!  
Bringt man uns nur Wein genug,  
Wann wir darum schreiben,  
Wolln in deinem Himmel wir,  
Herr, dich beneiden.

Für die Kirche nicht so sehr  
Ist mein Herz erglommen,  
Doch die Kneipe war mir stets,  
Bleibt mir stets willkommen,  
Bis dereinst die Engel nahn,  
Bis mein Ohr vernommen  
Ihren Lustgen-Bruder-Gruß:  
„G'w'ge Ruh dem Frommen!“

Der gelehrte Cisterciensermönch Casarius, der griechgrämlich und geärgert die Historia erzählt, hätte sich weniger gewundert und entrüstet, wenn er gewußt hätte, daß der Verfasser dieses wackeren Liedleins eben jener „undankbare“ Nikolaus war. Billiger vergleichen wir diesen, dem Altmeister Jakob Grimm folgend, mit einem gezähmten Wild, das in sich die alte Natur und die alten freien Triebe erwachen fühlt und aus dem Gehege wieder hinausläuft in den Wald.

Wo Bacchus weilt, ist Venus auch nicht fern.

In ihren Orden wollen unsere Fahrenden aufnehmen, wie wir oben schon sahen, was da kommt. Unter anderem heißt es in demselben Sang:

Für Gerechte ist der Bund  
Und für Ungerechte,  
Starke, Schmutz nehmen wir,  
Nehmen Lahn' und Schlechte...  
Die mit frohigem Geblüt  
Und Frau Venus Knechte.

Und in einem prächtigen Trinklied, wo alles Leben lassen wird, finden sich die bedenklichen Toaste:

Sechstens: jede flotte Muschel!  
Siebentens: die Herrn vom Busche!

Ausführlicher und bedenklicher schon lautet es über das Kapitel Liebe in einer komischen Beichte:

Mir ist in Frau Venus Dienst  
Eine Lust zu frohnen,  
Die in eines Tropfen Herz  
Nie hat mögen wohnen...  
Herr Prälat, laß deine Huld  
Mich drum nicht verschmerzen...  
Mägdelein sind gar zu hold  
Und mein Sinn nicht erzen.

Jugend habe nicht Tugend, heißt es weiter, und wer in den Kohlen sitze, bleibe nicht unversehrt; ferner wird der Hochschule zu Pavia gedacht, wo der Wink der Göttin Minne jedem Jüngling die Ruhe störe. Dort ist ein gar gefährlich Weilen!

Sende hin den Hippolyt —  
Niemand ist ja reiner —  
Und am andern Morgen ist  
Er wie unsereiner!

Zu einem andern Liede streiten zwei Mädchen, ob ein Ritter oder ein Kleriker als Liebhaber vorzüglicher sei, wobei denn Mängel und Tugenden beider Stände witzig und ziellich zum Vortrag kommen. Venuseslust und Naturfreude, gerade wie in den ritterlichen Minneliedern, werden mit dem Liebeleben in sinniger Verbildlichung verwoben und die ganze Tonleiter der Minnepoesie findet sich hier in lebendigen lateinischen Versen, gerade wie dort in deutschen. Wir kämen in Verlegenheit, sollten wir Proben auslesen; nur von einem geben wir hier als Vertreter der ganzen Gattung ein paar Strophen:

Wohl in dem holden Maienschein  
Steht unterm Baum am grünen Rain  
Schön Zulchen mit dem Schwesterlein.  
O Liebesglück!

Die Bäume stehn in hellem Blust,  
Die Vöglein singen voller Lust:  
Den beiden wird so warm die Brust!  
O Liebesglück!

Ei, hätt ich, die mein Herz gewann,  
Im grünen Wald, im stillen Tann,  
Da hätt' ein lustig Küssen an.  
O Liebesglück!

Sehr begreiflich ist es, daß solch eine genußfrohe Natürlichkeit und gesunde Sinnlichkeit von gewisser Seite nicht eben gern gesehen ward, aber man suchte den Fehler nicht in den eigenen falschen Anschauungen und Sazungen, sondern in der gegen Willkür und Gewalttat sich aufbäumenden Natur! Tand doch selbst die Satire gegen die Geistlichkeit Einlaß in unsere dreisten Vagantenlieder! Diesen Griesgramen und Feinden der Jugendlust dient folgender Schluß des schon oben angeführten Toastliedes:

Wie soll da das Geldlein reichen,  
Wenn in Jügen sonder Gleichen  
Alles ohne Maß und Ziel trinkt,  
Ob auch schon mit Hochgefühl trinkt?  
Da will uns die Welt betrübeln;  
Ei, das hilft uns nicht zu Mitteln!  
Jeder Krittker soll verflucht sein,  
Nie im Himmelsbuch gebucht sein!

Aber die Krittker waren stärker und behielten recht!

Wir kehren zu der obgedachten salzburger Verordnung zurück, die natürlich nicht die einzige des Sinnes gewesen ist. Geistliche zu sein oder dafür zu gelten, ward so allmählich den Vaganten unmöglich gemacht. Und die Folge? Die einen griffen zur Fiedel und zur Sangeskunst in deutscher Sprache, während sie bisher hauptsächlich lateinisch gesungen und gesagt hatten; andere stiegen zu dem niederen Gewerbe wirklicher Gantler und Kunststücke machender Tausendkünstler herab; wieder andere machten sich als Duackalber, Schatzgräber, Teufelsbanner und Schwarzkünstler, welche vorgaben aus dem Venusberge zu kommen, die Unwissenheit und den Aberglauben des Volkes, namentlich der Bauern, in sträflicher Weise zunutze. Andererseits aber ward jetzt eine neue Gattung eigentlicher so zu nennender Schüler geschaffen, welche in einem weniger festen Zusammenhange mit der Kirche standen. Es ergab sich, wenn auch unbeabsichtigt, ein bedeutender Anstoß zu einer folgereichen Weiterentwicklung des deutschen Schulwesens, bei der dann die Reformation kräftig und förderlich eingreift und die nächst höhere Stufe abschließt. Freilich starben auch da die Vaganten und Bacchanten nicht aus (man sagt, es gebe noch heutigen Tages welche), aber diese bilden eine neue Art, sie sind Kinder einer neuen Zeit, und von ihnen wollen wir hier nicht reden, das versparen wir uns auf eine spätere Gelegenheit. \*)

\*) Die Uebersetzungen sind dem trefflichen Ludwig Laistner'schen Lieberbuch: „Goliath, Stuttgart 1879“, entnommen, welches eine Auswahl des Besten aus den Carmina Burana nebst einigen andern bietet. Form und Sinn des Urtextes sind gleich treu und gleich trefflich wiedergegeben, aber auch die feine Blume des Reden, fast gleich einer lebenden Sprache gehandhabten Klosterlateins ist dabei nicht verduftet, Laistner hat sich also ein Lob verdient, wie man es selten einer Uebersetzung geben kann.

## Zu Raffaels 400jährigem Geburtstag.

Von Dr. Richard Ernst.

(Siehe Illustration S. 405 und S. 409.)

(Fortsetzung.)

Jedenfalls waren die florentiner Tage für Raffael die Zeit der stärksten künstlerischen Gährung. Wie die verschiedenen Einflüsse damals auf ihn gewirkt, wie der offene Lebenssinn der Florentiner sich mit der Innigkeit seiner Empfindung, wie die neue Formwelt sich mit der aus Peruginos Schule überlieferten Anschauungen mannigfach mischen und in Ausgleich zu setzen suchen, das liegt in den Werken dieser zweiten Periode klar ausgesprochen. Ein letzter Nachklang der umbrischen Schule und doch bereits die florentinische Periode kennzeichnend ist die „Madonna del Granduca“ (M. des Großherzogs, so genannt, weil sie ehemals in den Gemächern des Großherzogs von Toskana prangte, gegenwärtig in der Gallerie Pitti zu Florenz), die zu jenen Raffaelschen Madonnen gehört, welche man am häufigsten in den Schaulustern von Kunsthandlungen erblickt. Sie hält mit beiden Armen das Kind, welches sich liebevoll der Mutter anschmiegt. Der holdseligste Zauber jungfräulicher Reinheit

durchhaucht das schöne Bild. Der blaue Mantel, welcher halb zurückgeschlagen den Kopf der Maria umhüllt der Schleier, der das liebliche Köpschen einrahmt, die Zartheit der Empfindung, der goldige Ton des Kolorits entsprechen noch ganz der früheren Weise; aber eine größere Fülle des Lebens erinnert an die ersten Eindrücke von Florenz. Die ältere kirchliche Kunst hatte die Madonna nur als Christusträgerin aufgefaßt; sie hielt daher das anfangs völlig bekleidete Kind stehend auf dem Schoße, so daß der kleine Erlöser den Gläubigen mit erhobener Rechten den Segen spenden konnte. Bei Raffael kommt dieses Motiv nicht mehr vor, wohl aber macht er sich viel zu schaffen mit einer anderen Auffassung, nach welcher die Madonna ganz in ihr Gebetbuch vertieft, dargestellt wird. Das Kind verhält sich dabei sehr verschieden, zuerst noch ziemlich ruhig, dann aber fängt es an, ungeduldig zu werden, sucht sich der Mutter auf alle Weise bemerkbar zu machen und ruht nicht, bis es diese

vom Buche abgezogen hat. Aber das Motiv der Madonnen mit dem Buche gab Raffael auf, um das still innige Zusammenleben von Mutter und Kind zu schildern, welche, unbekümmert um die übrige Welt, vollkommen sich selbst genügen und die Seligkeit der ungetriebenen Hingabe aneinander genießen. So in der *Granduca*, so auch in der „*Madonna Tempi*“ in der *Pinakotek* zu München. Wenn in jener noch ein Rest feierlicher Stimmung nachklingt, so ist hier die rein menschliche Empfindung völlig zur Herrschaft gelangt und spricht sich mit bezaubernder Innigkeit aus. Wie in aufwallender Mutterzärtlichkeit drückt sie mit den beiden Händen das Kind an sich, so daß das Köpfchen desselben wie zum Kuß an ihr Gesicht gepreßt ist. Das goldige Kolorit mit seinen weichen zarten Tönen entspricht der Feinheit der Formen, von der nur vielleicht die etwas breite, rechte Hand, welche den Rücken des Kindes umfaßt, eine Ausnahme macht. Das Kind gehört zu den holdseligsten Inspirationen Raffaels.

Um dieselbe Zeit behandelte Raffael nun auch mehrmals jenes erweiterte Madonnenema, welches den kleinen Johannes als Gespielen des Christkinds mit in die Komposition hineinzieht. Florentiner Bildhauer haben zuerst dieser Auffassung Ausdruck gegeben, florentiner Maler sie eifrig ergriffen, Raffael war bestrebt, dieses künstlerische Problem in möglichster Vollkommenheit zu lösen. Das früheste dieser Bilder ist wohl die „*Madonna im Grünen*“ im *Belvedere* zu Wien. Die Madonna, in lieblicher Landschaft sitzend, bengt sich zu dem vor ihr stehenden Christkind nieder, das sie mit beiden Händen hält. Der Kleine wendet sich seinem Spielgenossen zu, der vor ihm niedergekniet ist und ihm das Kreuz überreicht. Die Gruppe ist noch etwas schwerfällig im Aufbau. Auch der wohl gegen 1505 entstandenen „*Madonna des Herzogs von Terranuova*“, ehemals in Neapel, jetzt im Museum zu Berlin, ist noch eine weitere Figur beigelegt. In einer reizenden Landschaft mit waldigen Felsgründen, an deren Abhängen links eine Stadt mit Mauern und Kirchen sich gebettet hat, sieht man die Jungfrau sitzen, liebevoll auf das Kind niederblickend, das sie auf dem Schoße hält. Der Kleine liegt behaglich ausgestreckt und richtet sich halb auf, um ein Spruchband mit dem „*ecce agnus dei*“ (siehe da das Lamm Gottes!) in Empfang zu nehmen, welches der Johannesknabe ihm in inniger Verehrung dargereicht hat. Die Linke streckt die Madonna wie sanft abwehrend gegen einen dritten Kleinen aus, der an ihr linkes Knie sich schmiegt und die Gruppe mit ernster Aufmerksamkeit betrachtet. Diese rätselhafte Figur, in der man den jugendlichen Evangelist Johannes vermutet und die dem pyramidalen Aufbau der Gruppe etwas locker angefügt ist, macht den Eindruck eines nachträglichen Zusatzes, der zu Gunsten einer besseren Ausfüllung des Raumes vorgenommen wurde. Das schöne Werk erhält durch die meisterlich ausgebildete Landschaft den Zauber idyllischen Friedens.

Wohl 1506 entstand jene umfangreiche Darstellung der heiligen Familie, die man in der *Pinakotek* zu München sieht und als „*Madonna Canigiani*“ bezeichnet. Das schöne Bild sucht den pyramidalen Aufbau dadurch zu vollenden, daß die Madonna und die Elisabeth mit den beiden Kindern einander gegenüber sitzen und Joseph auf seinen Stab gestützt die Spitze der Gruppe bildet. Das Bild, welches durch Verputzen gelitten hat, ist immer noch durch die goldklare Färbung und die feine Harmonie der Töne von hohem Reiz. Der blaue Mantel und das rote Kleid der Madonna, das stahlgraue Gewand der Elisabeth, der grüne Rock und gelbe Mantel Josephs sind durch zarte Abtönung köstlich zusammengestimmt. Am Ausgang dieser Epoche steht die „*Madonna del Baldacchino*“ in der *Gallerie Pitti* zu Florenz, womit sich der Künstler auch im feierlich aufgebauten Altarbild erprobte. Die Madonna sitzt auf einem Throne, von dessen rundem Baldachin zwei schwebende Engel in schön geordneten Gewändern die Vorhänge emporheben. Zu den Seiten des Thrones stehen links Petrus und der h. Bernhard, rechts Augustinus und Jakobus. Ganz köstlich sind die beiden nackten Engelnaben neben dem Fuße des Thrones, welcher in

kindlichem Eifer, indem der jüngere den älteren umarmt und sich an dessen Schulter lehnt, die Noten auf einem Spruchband studiert. Wie das Christkind mit der einen Hand instinktiv die Brust der Mutter sucht, während die andere mit den Zehen des Füßchens spielt, das gehört zu den anmutigsten, echt Raffaelschen Motiven.

Außer einer großen Anzahl Madonnen, von denen wir nur einen Teil anführten, und zwar besonders diejenigen, welche für die Entwicklungsgeschichte des Künstlers von Belang sind, und anderen religiösen Bildern, hat Raffael in dieser Periode auch die durch die Photographie vielfach reproduzierten drei *Grazien* gemalt (im Besitze des Lord Ward in London) und damit erstmals dem antiken Formenideale eine bewußte Huldigung dargebracht.

Bewegte sich aber Raffaels Tätigkeit bis dahin fast ausschließlich im Lyrisch-Idyllischen, so sollte der Abschluß seiner florentinischen Zeit ihn nun auch auf dramatischem Gebiet erproben. Dies geschah mit dem berühmten Gemälde „*die Grablegung*“, das, für die Kirche *St. Franzesko* in *Perugia* gemalt, an diesem seinem ursprünglichen Ort als allverehrtes Kunstwerk blieb, bis es 1608, trotz des Protestes der Behörden von *Perugia*, durch die Mönche des Klosters an den Kardinal *Vorghese* verschenkt wurde, so daß es jetzt zu den größten Schätzen des *Palazzo Borghese* in *Rom* gehört. Mit diesem Bild hat der kaum 24jährige Künstler eine Schöpfung hervorgebracht, die ihn ebenbürtig zu den ersten Meistern der Zeit gestellte und für die fernere Zukunft auf dem Gebiete dramatisch-historischer Darstellung das Höchste erwarten ließ.

Aus den Raffaelschen Porträts der Florentiner Periode sei bloß das Selbstporträt der *Gallerie der Uffizien* zu *Florenz* angeführt, das am meisten vervielfältigt wurde und allgemein bekannt ist. Es gibt uns eine lebendige Vorstellung von dem seelenvollen Zauber, der diesen anmutigen Jünglingskopf verklärt.

Der Aufenthalt in *Florenz* bedeutet für Raffael eine ernste Schulzeit. Wie sehr seine technischen Mittel, sein Formeninn, sein psychologischer Blick, seine Beobachtung des Lebens an Umfang und Tiefe gewonnen haben, hat die Uebersicht seiner Tätigkeit gezeigt. Als Künstler ersten Ranges konnte er seine dritte Periode beginnen, die um die Mitte des Jahres 1508 anhebt, wo er einen Ruf in die *Kapitale*, an den Hof *Julius II.* in *Rom* erhielt.

## II.

Gleich nach dem Antritt seiner Regierung traf *Julius II.* Anstalten im großen Stil, um *Rom* zum Mittelpunkt des geistigen Lebens zu machen. Für seine großen Baupläne hatte er *Bramante* herbeigezogen, als Bildhauer war *Michel Angelo* berufen worden, nun folgte, durch *Bramante* empfohlen, für die Malerei der größte Meister dieser Kunst, Raffael. Günstigeres und Entscheidenderes für seine Entwicklung war nicht zu denken. Im Wettstreit mit *Michel Angelo*, in der unmittelbaren Berührung mit den antiken Denkmälern, erlangte er jene große Anschauung, jenen mächtigen Idealstil, den nur eine Weltbühne wie *Rom* zu entwickeln vermochte. Die erste sichere Spur von Raffaels Auftreten in *Rom* besitzen wir in einem Briefe vom 5. September 1508, aus dem hervorgeht, daß der Künstler damals schon mit voller Anspannung seiner Kräfte, und mit Unterstützung von Gehülfen, für den *Papst* arbeitete. Die großen Aufträge, die ihm zuteil geworden waren, knüpften äußerlich an das, was andere Künstler schon vor ihm im *Vatikan* ausgeführt hatten. Es galt, die päpstlichen Gemächer mit Fresken zu schmücken. Aber eine ganz neue Gedanken- und Formenwelt sollte durch Raffael hier zum Ausdruck kommen, der gegenüber man begreift, daß *Julius II.* kurzweg herabschlagen und zerstören ließ, was von älteren Arbeiten dem neuen Unternehmen im Wege stand.

Nächst der *sixtinischen Kapelle* bilden die *Stanzien* im *Vatikan* das Hauptziel aller Rompilger, welche sich zum Kultus der Kunst bekennen. Im zweiten Stockwerk des älteren von *Nikolaus V.* erbauten Teils des vatikanischen Palastes befinden

sich drei gewölbte Zimmer von etwa 20 zu 55 Fuß, welche zusammen mit dem anstoßenden von gleicher Tiefe bei 50 Fuß Länge gegenwärtig den Namen Stenzen tragen, obschon diese Bezeichnung in Wahrheit eigentlich nur den drei kleineren Kammern zukommt. Zu den Wohnräumen des Papstes gehörig, wenn auch durch ihren Kunstschmuck vom gemeinen Werktagsgebrauch ausgeschlossen, sind die Stenzen oder Kammern niemals in dem gleichen Maße zugänglich gewesen, wie Kirchen und Kapellen. Daß an ein Kunstwerk die ganze gebildete Welt gleichsam ein natürliches Anrecht besitze und jenes der Öffentlichkeit nicht vorenthalten werden dürfe, von diesem Gesetze wußte die Renaissancezeit nichts, und sie brauchte auch nichts davon zu wissen. Denn die Fülle der Kunstschätze war so unerschöpflich, daß mit ihrem Verbräuche nicht geklagt zu werden brauchte, dieselben also auch dem privaten Genuße sich überaus zahlreich darbieten. Ueberdies bestand zwischen öffentlichem und privaten Leben keine so schroffe Trennung wie in späteren Jahrhunderten. Noch eine andere uns geläufige Scheidung wurde damals nicht streng durchgeführt. Was wir als monumentale Kunst preisen und als Selbstzweck auffassen, diente damals oft nur zur Dekoration. Aber eben diese Tatsache erscheint am besten geeignet, die ganz einzige Kunstblüte der Renaissanceperiode in ein helles Licht zu stellen. Nicht allein, daß die Kunst einen wesentlichen Bestandteil der Lebenslust aller Gebildeten ausmachte und in die weitesten Kreise und selbst in tiefere Schichten der Gesellschaft drang, so war selbst für untergeordnete Zwecke das Beste eben nur gut genug.

Das zuerst in Angriff genommene Gemach ist das zweite in der Reihe und trägt den Namen Stanza della Sognatura. In diesem Raume hat Raffael die gesammte geistige Anschauung seiner Zeit in einer Weise zur Erscheinung gebracht, wie es niemals vor oder nachher einem Künstler gelungen ist; ohne Vorgang und Beispiel blieb die tiefinnige Gliederung des großen Gedankenstoffs wie die Anordnung, welche von der vollständigen Beherrschung der geistigen Welt Zeugnis ablegt. Auf den vier großen in Rundbogen geschlossenen Wänden stellt er die Mächte dar, welche nach der Anschauung seiner Zeit das geistige Leben beherrschen: die Theologie, Philosophie, Poesie und Jurisprudenz. In den vier allegorischen Gestalten des Kreuzgewölbes gab er gleichsam die Ueberschriften zu den darunter befindlichen Bildern; sie fassen kernhaft in einer allegorischen Gestalt zusammen, was an den Wänden mit breiten historischen Zügen geschildert wird. Wir müssen uns über diese eine Welt im Kleinen darstellenden Schöpfungen nur kurz fassen, da eine eingehende Schilderung ein ganzes Buch füllen würde. Das erste Bild, welches die Reihe eröffnet, und das als Disputa bezeichnet wird, ist der Theologie gewidmet. Bewegte sich diese auf dem Boden mittelalterlich-kirchlicher Anschauungen, so führt der Künstler in dem zweiten, der Poesie gewidmeten Wandbilde auf die sonnigen Höhen der Renaissancezeit. Der Parnass, wie dieses Bild genannt wird, erhielt einen Platz an einer der durch ein Fenster durchbrochenen Außenwände des Zimmers. Diese scheinbare Ungunst des Raumes wußte Raffael mit hoher Genialität so geschickt für die Komposition zu verwerten, daß jeder Zwang vergessen ist und alles sich völlig frei gestaltet zu haben scheint. Wir sehen in der Mitte die Höhen des Helikon, von welchem die Hippokrene herabbrauscht. Auf wonnigem Rosensitze, unter schlanken Lorbeerbäumen von der Schaar der Mufen umgeben, tront die Gestalt des jangeschuldigen Gottes Apoll, nur leicht mit einem roten Mantel bekleidet, so daß die edlen Formen des jugendlichen Körpers fast unverhüllt erscheinen. Unvergleichlich hat Raffael schon in den Gestalten der neun Mufen die verschiedenen Stimmungen von feuriger Ergriffenheit bis zu schwärmerischem Verzücktsein geschildert. Um aber die architektonische Symmetrie in freies Leben aufzulösen, fügt er die herrliche Gestalt Homers hinzu, der mit feierlich gehobenem Gestus den rhythmischen Fall seiner Worte begleitet. Ihm lauschen Dante und Virgil und mit noch erregter Spannung ein begeisteter Jüngling, der auf einem Fels sitzend, die Worte des Sängers aufzuzeichnen im Begriff ist. Mit großem Geschick

hat Raffael ferner neben dem Fenster eine tiefere Felserrasse angeordnet, auf welcher im Vordergrund die Dichterin Sappho mit Lyra und Schriftrolle plazgenommen hat. Sie wendet sich zu einer prachtvollen Gruppe von vier lorbeerkröntem Dichtern, worunter Petrarca. Ihr entspricht auf der anderen Fensterseite die ebenfalls sitzende Gestalt des ehrwürdigen Pindar, der mit Horaz ein erregtes Gespräch beginnt, während ein dritter hinter ihnen stehender Dichter den Zeigefinger nachsinnend an die Lippen legt. Weitere fünf lorbeerbesetzte Gestalten füllen den Hintergrund. So ist das Ganze, sagt Lübke, das köstlichste Bild erhöhter Daseinslust, edlen Lebensgenusses auf den sonnigen Höhen der Renaissancebildung, würdevoll und anmutig zugleich, strahlend in rein menschlicher Schönheit, eine der feinsten Blüten des italienischen Humanismus. Unter dem Parnass malte Raffael zwei Darstellungen, in welchen die Wertschätzung der Poesie gleichsam historisch bezeugt wird: Alexander der Große läßt die Gedichte Homers in das Grab des Achill legen; Kaiser Augustus hindert die Verbrennung von Virgils Aeneide. — Noch tiefer dringt Raffael in dem folgenden großen Wandgemälde, das unter dem Namen der Schule von Athen die Philosophie darzustellen hat, in den Geist des klassischen Altertums ein. Kaum läßt sich ein Stoff denken, der sich spröder gegen die künstlerische Darstellung verhielte, als die abstrakte Philosophie; aber die gestaltende Kraft Raffaels war so groß, daß keine Spur trockner Abstraktion vorhanden, vielmehr alles in höchste Schönheit lebensvoller Charakteristik, in freies Zusammensein großartiger Gestalten umgebildet ist. Während in der Disputa der Himmel mit seinen Geheimnissen sich aufthut, während wir im Parnass das wonnige Weilen auf lorbeerbesetzter Waldhöhe genießen, laden uns hier die majestätischen Hallen eines herrlichen Kuppelbaues zum Verweilen ein. Wie ein Areopag erlauchter Geister füllen diese Hallen zahlreiche Gestalten, in denen wir die Philosophen, die Weisen und Gelehrten des Altertums erkennen. Keine Seite des gelehrten Wesens ist vermissen, selbst das nicht, was von je den Philosophen die Geißel des Spottes zuzog: der Starrsinn der Halbklugen, der Eifer der Anhängeremacherei, das gläubige Schwören auf des Meisters Worte. Wenn etwas die Bewunderung des Raffaelschen Genius noch steigern kann, so ist es neben der geisterfüllen Schönheit, der lebensvollen Charakteristik, der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der Gestalten die unvergleichliche Kunst, mit der er verstanden hat, diese unabsehbare Fülle markigen Lebens so zu gruppieren und zu gliedern, daß das Auge immer wieder zu den beiden Hauptgestalten im Mittelgrunde der Halle als zum dominirenden Zentrum des Ganzen zurückkehren muß. So viel Herrliches von würdevollen Greisen, ersten Männern, blühenden Jünglingen über das Ganze ausgebreitet ist, so ruht doch der geistige Schwerpunkt in diesen beiden unvergleichlichen Gestalten: Platon und Aristoteles, in denen die beiden großen geistigen Prinzipien, welche alles Erkennen beherrschen, verkörpert sind. Aristoteles, ein Mann in der Vollkraft der Jahre, die schlankte Gestalt in einen reich drapirten Mantel gehüllt, hält mit der Linken seine Eit gegen den Schenkel gestützt und weist mit der Rechten begeterisch auf die Welt der Erscheinungen. Mit geistreicher Prägnanz ist dadurch jene Richtung bezeichnet, welche von der Beobachtung des einzelnen ausgehend auf induktivem Wege zu den Gesetzen des Weltalls aufzusteigen sucht. Im Gegensatz zu ihm weist die ehrwürdige Greisengestalt Platons, der in der Linken seinen Timäus hält, nach oben, die Richtung verkörpernd, welche aus der Idee die Erscheinungswelt zu konstruieren sucht. — Mit gleicher Weisheit und Kunst ist auf der vierten Wand die Jurisprudenz in drei Bildern dargestellt. — Außer den vier allegorischen Deckenbildern, von denen bereits die Rede war, brachte Raffael in den untern Zwickelflächen vier kleinere Bilder an, welche mit dem Grundgedanken der vier Hauptdarstellungen in enger Beziehung stehen. Der Theologie wurde der Sündenfall beigegeben, der Poesie die Krönung Apollons und Bestrafung des Marsyas, der Philosophie die Figur der Astronomie und der Jurisprudenz Salomos Urteil.

Wenn Raffael an den Wänden der Stanza della Segnatura die ideale Kulturwelt schildert, die Gemeinden der Gläubigen, der Wissenden, der poetisch Begeisterten und der Rechtspendenden, so zeigt sich seine Schöpferkraft ganz besonders in formeller Hinsicht in ihrem höchsten Glanze. Alle früheren Schilderungen haben die einzelnen Personen geradezu zweigeteilt. Sie trennen ihre äußere Hülle von der Seele. Sie zeichnen die porträtartige Erscheinung der Helden und daneben die geistige Macht, welche sie vertreten. Sie malen z. B. den Ptolemäus und daneben die Figur der Astronomie. Raffael dagegen setzt seine Helden in unmittelbare Aktion, er läßt sie handelnd auftreten, durch Geberde, Haltung und Bewegung das Lebendig ausdrücken, was

früher durch allegorische Figuren dürftig angezeigt ward. Wir erraten nicht erst mit Hilfe der allegorischen Gestalt, daß der unter ihr sitzende Mann den Vater der Geometrie vorstellen soll, sondern sehen ihn im Kreise der Schüler mit der Erklärung einer geometrischen Figur beschäftigt. Raffaels Helden sind, was sie bis dahin bloß vorstellten; sie rufen nicht den rätsel-lösenden, das Abstrakte deutenden und erklärenden Verstand an, sondern wenden sich unmittelbar an die Phantasie. Diese seine Weise, große Gedankenkreise in dramatischer Form zu verkörpern und fernliegenden abstrakten Vorstellungen ein unmittelbares Leben einzuhauchen, ist seitdem das Vorbild der Künstler geworden, aber unerreicht geblieben. (Schluß folgt.)

## Allerlei aus der Geschichte der deutschen Sprache.

Von Bruno Geiser.

(Schluß.)

Nach Gottsched erschien als Führer der deutschen Grammatiker eine verbesserte Auflage Gottscheds — *Adelung*.

Wie Gottsched strebte *Adelung* nach Klarheit und Nichtigkeit des Ausdrucks, sowie nach geschmackvoller Darstellung, und ebenso wie jener hielt er die meißnische Mundart für das echte und gerechte Hochdeutsch: wie die oberen Klassen Obersachsens sprachen und schrieben, so sei und müsse sein, was ganz Deutschland als seine Schriftsprache zu respektieren hätte.

Dieser bedenkliche Irrtum führte *Adelung* konsequenterweise zu einem total falschen Urteil über die Bedeutung der verschiedenen Epochen unserer Literatur. Er, der mitten in derjenigen Zeit darinstand, welche die höchste Blüte der literarischen Leistungen in Deutschland gezeitigt hat, erkannte nicht etwa dieses letzte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, sondern das zweite Viertel desselben für die Schöpfungsperiode der Musterwerke deutscher Sprache, — das ist also grade jene Zeit, um dessen Ende Lessing kaum zwanzig Jahre alt, Goethe eben erst das Licht der Welt erblickt hatte und Schiller noch nicht geboren war.

Im Jahre 1785, sechs Jahre nachdem Goethes größtes Meisterwerk, die „*Iphigenie*“, erschienen war, dreißig Jahre später als Lessings Literaturbriefe und nahezu zwanzig Jahre, nachdem die hamburgische Dramaturgie auch für die deutsche Sprache Epoche machte, umwallt von den hochgehenden Wogen der Zeit, die auch Klopstocks, Wielands, Herders und Goethes Schöpfungen gebar, war der sonst scharfsinnige und ungemein tüchtige Grammatiker imstande, kaltblütig in seinem Werk: „*Ueber den deutschen Styl*“ zu erklären:

„In Ansehung der Wohlredenheit zeichnete sich besonders das zweite Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts aus, in welchem diejenigen guten Schriftsteller von Sachsen ausgingen, welche in kurzem Muster für ganz Deutschland wurden.“

Auch noch in mancher andern Beziehung irrte *Adelung*, ähnlich wie es Gottsched getan, — dessen Irrtümer sogar übertrumpfend, hie und da selbst ins Ungeheuerliche vergrößern.

So da, wo er sich über die Roheit und Ungechlachttheit der dem angeblich so herrlichen „zweiten Viertel“ seines Jahrhunderts vorhergehenden Sprachepochen ergrimmt zeigt.

Trotzdem er von der schon so hochentwickelten gotischen Sprache zureichende weiß, um sich ein richtiges Urteil bilden zu können, sagt er über die deutsche Sprache in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung:

„Ein noch so ungebildetes Volk hat wenig und dazu größtenteils nur sinnliche Begriffe, seine Sprache kann daher nicht anders als äußerst arm seyn. Es hat grobe und ungeschlachte Sprachwerkzeuge und kann daher die wenigen Begriffe, die es hat, nicht anders, als durch rauhe und ungeschlachte Töne ausdrücken.“

Nicht viel weniger abfällig urteilt *Adelung* über die Dichter der Hohenstaufenzeit und selbst über Luther, der sich nach ihm zwar redlich Mühe gegeben habe, sich das „echte Meißnische“ völlig anzueignen, es aber leider darin nicht allzuweit gebracht

hat und sowohl in Orthographie als Grammatik noch ganz entseztlich viel Böcke schießt.

Trotz seines falschen Standpunktes ist *Adelung* jedoch nicht nur als der produktivste Grammatiker seiner Zeit, sondern schlechthin als derjenige zu bezeichnen, der in der grammatischen und lexikalischen Behandlung der deutschen Sprache im ganzen vorigen Jahrhundert das größte und einflussreichste geleistet hat.

Sein 1774—86 in erster Auflage erschienenenes „*Grammatisch-kritisches Wörterbuch der deutschen Mundart*“, seine „*deutsche Sprachlehre für Schulen*“, welche 1816 die sechste Auflage erlebte, das 1782 in zwei starken Bänden herausgegebene „*Umständliche Lehrgebäude der deutschen Sprache*“, endlich die vorher bereits erwähnte Schrift „*Ueber den deutschen Styl*“ haben auf die Fortentwicklung unserer Sprache nicht minder wie auf die wissenschaftliche Behandlung derselben tiefe Einwirkung bewährt und für die Schule bis weit in unser Jahrhundert hinein unmittlere Bedeutung gehabt.

Einen größern Gegensatz zu *Adelung* und zu all den andern Grammatikern vor diesem kann man sich nicht denken, als ihn die Anschauungen desjenigen Mannes enthalten, der mit Recht heute als der größte aller deutschen Sprachforscher genannt wird, nämlich des just in dem Jahre, da *Adelungs* Buch über den Stil vor die Öffentlichkeit trat, geborenen Jakob Grimm.

Wir können uns diesen Gegensatz nicht besser klar machen, als wenn wir in das Verständnis einer Stelle aus der Vorrede zu seinem großartigen Meisterwerk, der 1819—37 in vier Bänden erschienenen „*Deutschen Grammatik*“, einzudringen suchen, worin er selbst sein Verhältnis zu den Grammatikern vor ihm klarlegte.

„Seit man die deutsche Sprache grammatisch zu behandeln angefangen hat,“ sagt Jakob Grimm, — der die Grammatik nicht wie viele andere seiner überaus zahlreichen Werke mit seinem ihm an Bedeutung nahestehenden älteren Bruder Wilhelm gemeinschaftlich bearbeitet hat, — „sind zwar schon bis auf *Adelung* eine gute Zahl Bücher und von *Adelung* an bis auf heute eine noch fast größere erschienen. Da ich nicht in diese Reihe, sondern ganz aus ihr heraustreten will, so muß ich gleich vorweg erklären, warum ich die Art und den Begriff deutscher Sprachlehren, zumal der in dem letzten halben Jahrhundert bekannt gemachten und gut geheißenen, für verwerflich, ja für töricht halte. Man pflegt allmählich in allen Schulen aus diesen Werken Unterricht zu erteilen und sie selbst Erwachsenen zur Bildung und Entwicklung ihrer Sprachfertigkeit anzuraten, eine unsägliche Bedanterei, die es Mühe kosten würde, einem wieder auferstandenen Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen. Die meisten mitlebenden Völker haben aber hierin so gesunden Blick vor uns voraus, daß es ihnen schwerlich in solchem Ernste beigefallen ist, ihre eigene Landessprache unter die Gegenstände des Schulunterrichts zu zählen. Den geheimen Schaden, den dieser Unterricht, wie alles überflüssige, nach sich zieht, wird eine genauere Prüfung bald gewahr. Ich behaupte nichts anderes, als daß dadurch

**Uffige Silhouetten.**





Am Orient des Lebens, wie Weber die Tage der Kindheit nennt, fragt man wie David nichts nach Himmel und Erde; keine Leidenschaft, keine Sorge lähmt die Flügel der Freude; die Einbildungskraft flattert im rosigen Schimmer des Morgenrots und keine Täuschung trübt die Luft am Dasein. Die ganze Welt ist ein lachender Garten voll duftiger Blüten und buntfarbiger Blumen. Darum schließen auch die Mafeten des Humors in dieser glücklichen Lebensperiode so gern empor, und so herzlich wie in der Jugend lacht der Mensch selten in späteren Jahren, nachdem der Ernst des Lebens mit gesunkener Stirn und finstrem Auge ihn angeblickt hat. Die geringste Abweichung von der Regel, ein Nichts, kann die Lachorgane der Jugend kitzeln und sie gleicht den Trütern, welche die Lachkrankheit hatten und sich wegen derselben sogar an das Orakel wandten. Dieses gab den Rat: „Werfet zu Ehren Neptuns einen Eiter ins Meer, aber ohne zu lachen.“ Aber letzteres war nicht möglich und so lachten sie fort bis an ihr seliges Ende. Lachen will die Jugend, und wo sich ihr kein Lachstoff darbietet, da jornt sie selbst für solchen, und in der Erkundung toller Streiche ist ihre Phantastie unerschöpflich. Leider sind diese Streiche nicht immer harmloser Natur, und von Dudenstreichen, wie sie die beiden Unsterblichen Max und Moritz verübt haben, ist der gelezte Philister schlecht erbaut. Zum Geschlecht der Max und Moritz gehören auch die Helten

unserer lustigen Eilhouetten, diese spähsthaften Kinder einer heitern Künstlerphantastie. Die Schule besonders ist der häufigste Schau- und Lummelplatz loser Dudenstreiche, nicht nur weil hier die Jugend in corpore dem pedantischen Pädagogen gegenübersteht, sondern weil der durch strenge Disziplin zurückgedrängte Uebermut bei geeigneten Anlässen um so kräftiger und feder ausbricht. So sehen wir auch auf unserm Bilde, wie zwei hoffnungsvolle Fräulein ihr Mädchen an ihrem Schultränke auslassen, und zwar in dem festerlich ernsten Augenblick, wo dieser beschäftigt ist, von seinem Strafrecht in ausgiebigem Maße Gebrauch zu machen. Der eine steht ihm das Knie aus der Tasche, der andere ist boshaft genug, in seinen ehrwürdigen Einsinder Tinte zu gießen. Sollen wir die Sache tragisch nehmen und mit den Frommen rufen: „Das Herz des Menschen ist böse von Jugend auf?“ Nein, wir denken vielmehr: Jugend hat keine Tugend, der Most muß gähren, und es ist im Grunde genommen meistens die emporsteigende Intelligenz, die sich in der gleichen Streichen offenbart, die aber noch nicht auf das richtige Gebiet gelenkt ist. So erzählt Heine, daß sein Jugendfreund Dieffenbach seine Krage sehen konnte, ohne daß er ihr womöglich den Schwanz abschmitt. Später wurde er ein hochberühmter Operateur.

gerade die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern gestört und eine herrliche Instalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingibt und sie in dem Besang des elterlichen Hauses zu Macht kommen lassen will, verkannt werde. Die Sprache, gleich allem Natürlichen und Sittlichen, ist ein unvermerktes, unbewusstes Geheimnis, welches sich in der Jugend einpflanzt und unsere Sprachwerkzeuge für die eigentümlichen, vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt; auf diesem Eindruck beruht jenes unvertilgliche, sehnfüchtige Gefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart zu Ohren schallt; zugleich beruht darauf die Unlernbarkeit einer ausländischen Sprache, d. h. ihrer innigen und völligen Uebung. Wer könnte nun glauben, daß ein so tief angelegter, nach dem natürlichen Gesetze weiser Sparfamkeit aufstrebender Wachstum durch die abgezogenen, matten und mißgegriffenen Regeln der Sprachmeister gelenkt oder gefördert würde, und wer betrübt sich nicht über unkindliche Kinder und Jünglinge, die rein und gebildet reden, aber im Alter kein Heimweh nach ihrer Jugend fühlen. Frage man einen wahren Dichter, der über Stoff, Geist und Regel der Sprache gewiß ganz anders zu gebieten weiß, als Grammatiker und Wörterbuchmacher zusammengenommen, was er aus Ubelung gelernt habe und wie er ihn nachgeschlagen? Vor 600 Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutschen Sprache gewußt, d. h. täglich ausgeübt, von denen sich die besten heutigen Sprachlehrer nichts mehr träumen lassen; in den Dichtungen eines Wolframs von Eschenbach, eines Hartmanns von Aue, die weder von Declination noch von Konjugation je gehört haben, vielleicht nicht einmal lesen und schreiben konnten, sind noch Unterschiede beim Substantivum und Verbum mit solcher Reinlichkeit und Sicherheit in der Biegung und Satzung befolgt, die wir erst nach und nach auf gelehrtem Wege wieder entdecken müssen, aber nimmer zurückführen dürfen, denn die Sprache geht ihren unabänderlichen Gang. Sollte es mir nicht gelungen seyn, die früheren Eigenschaften und Schicksale unserer deutschen Sprache aus den verbliebenen Denkmälern getreu darzustellen; so zweifle ich gleichwohl nicht, würde eine noch mangelhaftere Ausführung dessen, was ich im Sinn gehabt, genug siegende Kraft in sich tragen, um die völlige Unzulänglichkeit der bisher ausgeklügelten Regeln in den einfachsten Grundzügen, aus denen alles übrige fließt, offenbar zu machen. Sind aber diese Sprachlehren selbst Täuschung und Irrtum, so ist der Beweis schon geführt, welche Frucht sie in unsere Schulen bringen und wie sie die von selbst treibenden Knospen abstoßen statt zu erschließen. Wichtig und unbestreitbar ist hier auch die von vielen gemachte Beobachtung, daß Mädchen und Frauen, die in der Schule weniger geplagt werden, ihre Worte reinlicher zu reden, zierlicher zu setzen und natürlicher zu wählen verstehen, weil sie sich mehr nach dem kommenden innern Bedürfnis bilden, die Biegsamkeit und Verfeinerung der Sprache aber mit dem Geistesfortschritt überhaupt sich von selbst einfindet und gewiß nicht ausbleibt. Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß, d. h. ungelehrt, darf sich nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen eine selbstteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen."

Und des weiteren sagt er:

"Gibt es folglich keine Grammatik der einheimischen Sprache für Schule und Hausbedarf, keinen feichten Auszug der einfachsten und eben darum wunderbarsten Elemente, deren jedes ein unübersehbliches Alter bis auf seine heutige Gestalt zurückgelegt hat; so kann das grammatische Studium kein anderes, als ein streng wissenschaftliches, und zwar der verschiedenen Richtung nach, entweder ein philosophisches, kritisches oder historisches seyn."

Damit haben wir die Grundsätze vor uns, welche die Sprachforschung bis zur neuesten Zeit beherrscht haben und in dem Schulunterricht ihren sehr weitgehenden, wie dem Schreiber dieser Zeilen scheint, sogar viel zu weitgehenden Ausdruck gefunden haben.

Freilich haben sich gegen die äußersten Konsequenzen der Grimmschen Anschauungen bald einflußreiche Stimmen erhoben. So schreibt Rudolf von Raumer in seiner Abhandlung über den Unterricht im Deutschen:

"Man ziehe den Kreis der schulmäßigen Behandlung des Deutschen so eng als man will, immer bleibt einiges übrig, was nur der weiß und kann, der es gelernt hat, so z. B. orthographisch schreiben. Warum gibt sich nun das alles nicht mit der Muttermilch? Warum können wir es nicht dem schöpferischen Sprachinstinkt jedes Einzelnen ebenso vollständig anheimgeben, wie wir beim Sprechenlernen der Kinder die Natur allein walten lassen? Die Antwort ist: weil wir eben unsere sogenannte Muttersprache bereits seit mehr als tausend Jahren nicht bloß sprechen, sondern auch schreiben. Dadurch hat sich über alle den mannichfachen Mundarten, die in den einzelnen Theilen Deutschlands gesprochen werden, eine allgemeine Schriftsprache gebildet, die überall in gleicher Geltung ist, die aber nirgends vom Volke gesprochen wird. Der Beginn einer geschriebenen Literatur bezeichnet zugleich den Punkt, von dem an der Einzelne in ein anderes Verhältnis zu seiner Muttersprache tritt oder doch treten kann als früherhin. Bevor es schriftliche Aufzeichnungen gibt, lernt der Einzelne seine Sprache nur von seiner persönlichen Umgebung, von seinen Eltern und Genossen, die Sprache geht nur vom Mund zum Ohre. Mit dem Entstehen der geschriebenen Literatur öffnet sich eine neue Quelle auch für die Erlernung und Entfaltung der Muttersprache. Wer sich den Zugang zu dieser Quelle verschafft, der tritt in Berührung mit Erzeugnissen seiner Muttersprache, deren Urheber durch hunderte von Meilen und von Jahren von ihm getrennt sind. Durch den Einfluß dieser geschriebenen Werke beginnt die Sprache des Lesenden sich zu unterscheiden von der Sprache seiner nicht lesenden Umgebung, und vollends wenn er selbst wiederum schreibt, wird er meistens geneigt sein, sich dem anzuschließen, was er gelesen hat. So hebt sich die Schriftsprache mehr und mehr ab von der örtlichen Volksmundart. Da nun aber neben dem Lesen das Sprechen fortbesteht, da die mündliche Ueberlieferung der Sprache von Geschlecht zu Geschlecht ihr Recht behauptet, so bewahren die Volksmundarten ihr eigentümliches Leben und ihre naturwüchsig Fortentwicklung. Und weil kein Mensch, am wenigsten gerade die tüchtigsten, bloß durch Lesen und aus Büchern lernt, weil doch jeder, auch der Gebildete, erst einige Jahre spricht, ehe er liest, so strömt nun auch die Sprache des Schreibenden aus zwei Quellen, nämlich einerseits aus dem Gelesenen und andererseits aus der Mundart. Die Stärke dieser zwei Zuflüsse kann fast bis zum Verschwinden des einen verschieden sein. Aber wirksam sind sie in jeder lebenden Schriftsprache. Ist nun, wie jetzt bei uns in Deutschland, eine ausgeprägte Schriftsprache vorhanden, so wirkt diese wieder zurück auf die gesprochene Sprache, und so bildet sich auch für den mündlichen Verkehr eine Sprache, die sich von den örtlichen Mundarten unterscheidet, und die in den mannichfachsten Abstufungen und vielfältigen provinziellen Unterschieden aus der Verschmelzung der Dialekte und der Schriftsprache hervorkommt."

Aber auch Raumer trifft den Kernpunkt der Frage noch nicht. Die Darlegung Jakob Grimms birgt nämlich hauptsächlich einen verhängnisvollen Kardinalirrtum.

Es ist wahr: die Muttersprache ist ein unvermerktes, unbewusstes Geheimnis, das sich in der Jugend den Menschen einpflanzt, —

es ist des ferneren vollkommen richtig, daß die „abgezogenen Regeln der Sprachmeister“ vor den beiden Grimms „matt und mißgegriffen“ waren und sein mußten, weil man sich über Wesen, Ursprung und Entwicklung der Sprache viel zu unklar war, —

aber es ist grundfalsch, wenn sich jemand einbildet, die Muttersprache in ihrem ganzen Umfange pflanze sich als unvermerktes Geheimnis jedem Menschen ein.

Im Gegenteile: nur in einem winzig kleinen Stücke offenbart sich die Sprache im Einzelnen.

Das Niesenwerk des Grimmschen Wörterbuchs wird uns dereinst, sobald es die Nachfolger Grimms vollendet haben werden, einen Schatz von nahezu 300 000 deutschen Worten darbieten.

Wer von uns verfügt nun wohl dank der unvermerkten Einpflanzung des Geheimnisses der Sprache über diesen ungeheuern Reichtum an Worten und den damit verbundenen Begriffen und Vorstellungen, mit all ihren tausendfältigen Schattierungen und Nuancen? Wer? Niemand!!!

Und wer wenigstens über einen beträchtlichen Teil? Wieder niemand!!!

Auch der genialste nicht, den die Sonne je beschienen.

In Luthers Bibelübersetzung kommen ungefähr 5000, in Goethes gesammelten Werken etwa noch einmal soviel verschiedene Worte vor — und das ist im Verhältnis zu dem Wortvorrat, mit dem da wuchert, was sonst in deutschen Gauen die Zunge rührt, außerordentlich viel.

Unsere zungengelentesten Parlamentsredner werden allerhöchstens 4000 Worte ihr geistig Eigen zu nennen berechtigt sein, und die meisten tun es sicherlich sehr viel billiger.

Ein Zeitungsleser gewöhnlichen Schlags dürfte etwa 2000 Worte begreifen und brauchen, und er ist noch ein sprachlich Wohlhabender gegenüber so einem armen Schächer von deutschem Industrie proletarier, wie er sich z. B. in einzelnen ländlichen Produktionsbezirken Oberschlesiens vorfindet, oder auch gegenüber einem oft noch auf seine botofudenartige Kulturzurückgebliebenheit eingebildeten Bauern in Pommern und Westpreußen, der seinen geistigen Bedarf mit vielleicht 500 Worten, keinesfalls aber mit nahe an 1000, bis an sein Lebensende bestreitet.

## Die deutsche Handelsmarine.

### I.

Seit dem Jahre 1881 hat in Deutschland sowohl die Reichsgesetzgebung wie auch die amtliche Statistik in hervorragender, wenn auch bei weitem noch nicht ausreichender Weise mit den lange Zeit hindurch größtenteils vernachlässigten Interessen der deutschen Handelsmarine sich beschäftigt. Das Maß dieser Leistungen der Kenntnis und dem Urteil der Leser der „Neuen Welt“ zu unterbreiten, dürfte in mehr als einer Hinsicht als eine lohnende Arbeit zu erachten sein.

Beginnen wir mit einem Blick auf das Verzeichnis der die Seeschifffahrt betreffenden Reichsgesetze und Verordnungen. Dasselbe weist 87 Nummern auf, von denen, als diejenigen, welche dem Laienpublikum das meiste Interesse gewähren, die folgenden hier genannt sein sollen: „Verordnung zur Verhütung des Zusammenstoßes der Schiffe auf See, vom 23. Dezember 1871“; — „Schiffsvermessungsordnung vom 7. Juli 1872“; — „Gesetz, betreffend die Verpflichtung deutscher Kaufahrtschiffe zur Mitnahme hilfsbedürftiger Seeleute, vom 27. Dezbr. 1872“; — „Strandungsordnung vom 17. Mai 1874“; — „Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes (§§ 61–68) vom 6. Februar 1875“. — Mehrere Anordnungen betreffend die Prüfung der Seeschiffer, Seesteuerleute und Maschinisten auf deutschen Kaufahrtschiffen; — „Bekanntmachung, betreffend die Verhütung des Mißbrauchs der deutschen Flagge durch seeuntüchtige Schiffe“; — „Gesetz, betreffend die Untersuchung von Seeunfällen, vom 17. Juli 1877“.

Von nicht zu unterschätzendem Werte sind die amtlich oder im amtlichen Auftrage herausgegebenen, ausschließlich auf die Seeschifffahrt bezüglichen Bücher, Zeitschriften und Karten. Da finden sich u. a., herausgegeben vom Reichsamt des Innern: „Internationales Signalbuch für die Kaufahrtschiffe aller Nationen“ und: „Nautisches Jahrbuch oder die Ephemeriden und Tafeln zur Bestimmung der Zeit, Länge und Breite zur See nach astronomischen Beobachtungen“. — Ferner, von der kaiserlichen Admiralität herausgegeben, „Verzeichnis der Leuchtfeuer aller Meere“ und ein „Segelhandbuch für die Ostsee“. Die Karten, ebenfalls von der kaiserlichen Admiralität herausgegeben, umfassen ca. 50 Nummern; davon entfallen 12 auf die Nordsee, — 14 auf das Stagerat und Kattegat, den Sund und die Belte, — 18 auf die Ostsee und 6 auf die außereuropäischen Gewässer.

An Seebehörden innerhalb des Bundesgebietes bestehen neun Gruppen.

Die erste Gruppe umfaßt die Inspektoren zur Beaufsichtigung des Steuermanns- und Seeschiffer-Prüfungswezens und die Kommissionen für die Prüfung der Seesteuerleute und Seeschiffer. Solche Kommissionen gibt es auf Grund der Anordnung des Bundesrats vom 30. Mai 1870 ca. 40, und zwar an den hauptsächlichsten Hafenplätzen je zwei, von denen die eine die Prüfung auf große Fahrt und die andere die Prüfung auf kleine Fahrt vornimmt.

Die zweite Gruppe umfaßt die Inspektoren zur Beaufsichtigung

Also das deutsche Volk als Gesamtheit kann stolz sein auf den — vielleicht von keinem andern Volke der Welt erreichten — Reichtum seiner Sprache; aber wir einzelnen sind just angefißt dieses Reichtums allzumal Bettler, so wir uns dem Selbsteinpflanzen des Sprachgeheimnisses im Bezirke unseres Vaterhauses mit seinem eintönigen Sprachverkehr überlassen oder uns genügen lassen an der wiederum nur allzu unerheblichen Erweiterung unseres Geisteshorizontes durch den bürgerlichen Beruf und was sonst mit den Jahren über uns kommt und sich an uns drängt und reiht.

Darum muß es die Schule als ihre Aufgabe erfassen und verstehen, uns mehr und mehr und schließlich so umfanglich und tief, als nur irgend tunlich, mit den Schätzen unserer Sprache zu bereichern, sowie uns die geistigen Kämpfe kennen zu lehren und nachempfinden zu lassen, die alle Generationen unsrer Vorfahren durchgemacht, deren Denkmal — aere perennius — dauerbarer denn Erz — unsere Sprache ist, — und der geistigen Errungenschaften dieses Kampfes uns teilhaftig zu machen.

So wächst die Aufgabe der Schule grade in bezug auf die Muttersprache ins Riesengewaltige, trotzdem der große Sprachmeister Jakob Grimm verlangen konnte, wir sollten die „eigene Landessprache“ garnicht mehr unter den Gegenständen des Schulunterrichts dulden.

Wie nun die Schulen der Gegenwart — von der Volksschule bis zur Universität — diese ihre Aufgabe begreifen und ihr gerecht werden, — darüber des Eingehenderen ein nächstesmal.

des Maschinisten-Prüfungswezens und die Kommissionen für die Prüfung der Maschinisten auf Seedampfschiffen. Derartige Kommissionen bestehen 6, nämlich in Danzig, Stettin, Rostock, Flensburg, Hamburg und Bremen.

Die dritte Gruppe wird gebildet von den zur Ausfertigung der Befähigungszeugnisse für Seeschiffer, Seesteuerleute und Seedampfschiffs-Maschinisten zuständigen Landesbehörden. Dieselben sind: in Preußen die Regierungs-Präsidenten zu Danzig, Stettin, Königsberg, Köslin und Stralsund, die Bezirks-Regierung zu Schleswig und die Landdrostereien zu Stade und Aurich; — in Mecklenburg-Schwerin der Magistrat zu Rostock und das großherzogliche Amt zu Ribnitz; — in Oldenburg das großherzogliche Amt zu Elsfleth; — in Lübeck das Landamt; — in Bremen die Senatskommission für Schifffahrtsangelegenheiten und in Hamburg die Deputation für Handel und Schifffahrt.

Die vierte Gruppe besteht aus dem Personal der deutschen Seewarte. Auf die Zentralstelle in Hamburg kommen 27 Beamte. Nebenstellen mit je einem Beamten gibt es 60; davon sind 3 Hauptagenturen, 10 Agenturen, 6 Beobachtungsstationen, 28 Signalstellen erster und 13 Signalstellen zweiter Klasse.

Die fünfte Gruppe ist diejenige der Schiffsregister-Behörden, deren man in ganzen 21 zählt und zwar für Preußen 15, für Mecklenburg-Schwerin 2 und für Oldenburg, Lübeck, Bremen und Hamburg je 1. Jeder dieser Behörden ist ein besonderer Küstenstrich als Amtsbezirk zugewiesen.

In der sechsten Gruppe sehen wir die Inspektoren zur Beaufsichtigung des Schiffsvermessungswezens und die Schiffsvermessungs- und Revisionsbehörden vereinigt. Die Zahl der Vermessungsbehörden beträgt 66, die der Revisionsbehörden 15. Auf Preußen entfallen von ersteren 53, von letzteren 9; auf Oldenburg 7 bezw. 1; auf Mecklenburg-Schwerin je 2; auf Lübeck, Bremen und Hamburg je eine Vermessungs- und eine Revisionsbehörde. In Preußen ist das Vermessungsgeschäft den Zoll- und Steuerämtern an den Hafenplätzen, in den übrigen vorgenannten Bundesstaaten besonderen Vermessungsgeschäften übertragen.

Die siebente Gruppe begreift 99 auf Grund der Seemannsordnung vom 27. Dezember 1872 gebildete Seemannsämter und die denselben vorgeordneten Landesbehörden in sich.

Die achte Gruppe umfaßt die in Gemäßheit der Strandungsordnung vom 17. Mai 1874 gebildeten Strandbehörden, nämlich 97 Strandämter mit 315 denselben untergeordneten Strandvogteien, über welche in Preußen die Regierungspräsidenten zu Königsberg, Danzig, Köslin, Stralsund und Schleswig, sowie die Landdrostereien zu Lübeck, Stade und Aurich; in Mecklenburg-Schwerin und Oldenburg die Staatsministerien; in Lübeck das Stadt- und Landamt; in Bremen der Senat und in Hamburg die Deputation für Handel und Schifffahrt die Aufsicht führen.

Die neunte Gruppe endlich wird gebildet von den auf Grund des Gesetzes vom 27. Juli 1877 errichteten Behörden zur Untersuchung von Seeunfällen. Unter dem kaiserlichen Ober-Seeamt mit dem Sitz zu

Berlin sind die Seeämter zu Königsberg, Danzig, Stettin, Stralsund, Rostock, Lübeck, Flensburg, Tönning, Hamburg, Bremerhaven, Brake und Emden vereinigt. Jedem dieser Seeämter ist, wie den Strandvogteien, ein besonderer Küstenstrich als Amtsbezirk zugeteilt.

An dieser Stelle sei nun auch gleich des für den Seehandel so sehr wichtigen Konsulatswesens Erwähnung getan. Man zählt gegenwärtig ca. 729 deutsche Konsulatsbehörden, von denen weitaus die meisten an den Hafenplätzen ihren Sitz haben. Die hauptsächlichsten ihrer auf Seeschifffahrt und Seehandel bezüglichen Aufgaben sind: Ob Sorge für die Erfüllung der etwa bestehenden Schiffsahrts- und Handelsverträge. Daher sind sie verpflichtet, zur Entfernung etwaiger Uebertretungen oder Störungen die nötigen Schritte bei den auswärtigen Behörden zu tun, und über alle den Handel und die Verkehrsverhältnisse des vertretenen Staates betreffenden Tatsachen, auch über etwaige Seemängel genauen Bericht zu erstatten, sowie die ankommenden Nationalschiffe und Handelstreibenden mit Rat und Tat zu unterstützen. Durch Geiz vom 25. März 1880 sind die Führer deutscher Handelsschiffe ausdrücklich verpflichtet zur Meldung bei den Konsularbehörden; diese haben von dem Namen, der Besatzung, der Beschaffenheit und der Ladung des Schiffes Kenntnis und in der Regel auch für die Dauer des Aufenthaltes desselben sämtliche Schiffs-papiere in Verwahrung zu nehmen. Ferner steht ihnen die Erteilung und Visierung von Pässen zu, sowie die Befugnis, flüchtige, desertirte Matrosen von dem auswärtigen Staate zu reklamieren. Diese Befugnis gründet sich auf besondere Verträge, welche von deutschen Reich, vom früheren Norddeutschen Bund, vom früheren deutschen Zoll- und Handelsverein und von einzelnen deutschen Bundesstaaten mit auswärtigen Staaten über die Auslieferung desertirter Matrosen abgeschlossen sind. Solcher Verträge bestehen 28. Sie betreffen folgende 20 Staaten: Belgien, Brasilien, Chile, China, Columbien (ehemals Neu-Granada) Costarica, Dänemark, Frankreich, Griechenland, Großbritannien und Irland, Guatemala, Hawaii, Italien, Niederlande, Portugal, Rußland, Salvador, Siam, Spanien und Vereinigte Staaten von Nordamerika. Der älteste dieser Verträge ist die Konsular-Konvention zwischen Preußen und den Niederlanden vom 16. Juni 1856, welche durch Deklaration vom 11. Januar 1872 auf die Konsuln des deutschen Reichs in den niederländischen Kolonien ausgedehnt worden ist. — Erwähnenswert ist noch, daß, um den deutschen Seeleuten im Auslande Gelegenheit zu geben, auf sicherem und kostenfreien Wege Reparaturen nach der Heimat zu überweisen, die Konsulate durch Zirkular vom 15. Juni 1877 angewiesen worden sind, bei derartigen an sie gerichteten Anträgen den gedachten Seeleuten amtliche Vermittlung zu gewähren, so besonders das Geld anzunehmen und an diejenige Adresse (Person, Sparkasse oder sonstiges Geldinstitut zc.) zu befördern, an welche der Seemann es in der Heimat ausgezahlt oder wo er es zinsbar angelegt zu sehen wünscht. Infolge dieser Einrichtung sind in der Zeit vom 1. Januar 1878 bis Ende Januar 1882 insgesammt ca. 228 800 Mark von deutschen Seeleuten bei den Konsulaten behufs Ueberweisung nach der Heimat eingezahlt worden.

### Aus allen Winkeln der Zeittliteratur.

Die verschiedenen Charakterzüge der Frauen kennzeichnen die Araber durch folgende Sage: Noah habe außer seinen drei Söhnen auch eine sehr schöne mit allen Tugenden geschmückte Tochter gehabt. Eines Tages traten, durch die Gnade Gottes geführt, drei Jünglinge vor den Patriarchen und verlangten sie zugleich zur Ehe mit solchem Ansehn, daß keiner auch nur die Möglichkeit einer Abweisung begreifen wollte. Noah geriet darüber in große Verlegenheit und wußte nicht, wen er bevorzugen sollte; in seinen Zweifeln aber blickte er zum Herrn auf und flehte um Erleuchtung. Und siehe, augenblicks ereignete sich ein Wunder. Eine Kaze und eine Hündin, die im Hause des Ervaters gehalten wurden, verwandelten sich in zwei Jungfrauen, welche der Tochter des frommen Mannes auf ein Haar gleichen. Jeder der Jünglinge erhielt nun was er wünschte, und die drei jungen Paare zogen von dannen. Bald aber regte sich in Noah der Wunsch, seine echte Tochter wiederzusehen und groß war seine Bestürzung, als er gewahrte, daß er sie nicht mehr von den andern zu unterscheiden vermöchte. In dieser Not nun vertraute er sich wieder seinem Gotte an und zog dann getroffen des Weges zur ersten Tochter. Hier befragte er den Gatten über sein häusliches Glück und jener erwiderte, daß sein junges Weib über alles Lob erhaben sei, und daß nichts zu seiner Zufriedenheit fehle, nur mache es ihn hin und wieder staunen, daß es manchmal belle wie ein Hund. Da ging Noah weiter, denn er war nun sicher, daß diese der drei Töchter die gewesene Hündin sei. Und als er darauf zur zweiten kam, vernahm er dieselben Lobsprüche, nur meinte der Gemahl, es sei gar sonderbar, daß seiner Frau zuweilen die Lust antomme, zu

miauen wie eine Kaze. Kein Zweifel, Vater Noah stand hier vor der ehemaligen Kaze, und leichten Herzens schritt er die Strafe weiter, denn nun wußte er, welche die echte Tochter sei. Die Menschen alle, erzählen die Araber, kommen von Noah's Kindern her, und so erklärt sich der Frauen verschiedene Gemüthsart.

(Aus G. Scasques „Sechs Monate in Draun“. Ausland 68, Nr. 10.)

### Einiges über die Bedeutung der Rose in der Türkei und China.

Das echte türkische Rosenöl (Attar oder Gial Jugh, d. h. Aeter bei den Türken und Persern) wird gewonnen aus den Blättern der Centifolie und der Moschusrose, auch aus denen der Damascener Rose, und zwar vorzüglich in der Ebene südlich vom Balkan in der Türkei, namentlich in Kasanlik und an mehr als hundert anderen Orten Rumeliens, sowie in Persien und Kaschmir. Auch Süd-Frankreich, Aegypten und Ostindien liefern Rosenöl. Die genannten Gegenden der Türkei bringen aus ihren sorgfältig gepflegten Rosengärten jährlich 500–1500 Kilo Rosenöl hervor. Trotz der strengen auf Verfälschung gesetzten Strafen wird das Rosenöl, besonders in Konstantinopel, mit Sparmaceum und Germanium-Essenz stark verfälscht. Vom stark vermischten bis zum echten Rosenöl gibt es viele Abstufungen. Ersteres enthält oft kaum ein Prozent des echten Oels. Weil die Rosenblätter nur wenig Rosenöl enthalten, kostet das Kilo 600–800 Mark (an Ort und Stelle kosten 180 Gran =  $\frac{3}{4}$  Lot 20 Mark); deshalb ist es bei uns nur verfälscht zu erlangen, was schon aus dem niedrigen Preise hervorgeht; das unverfälschte Del erscheint bei gewöhnlicher Temperatur von weißer, butterähnlicher, stets wie geronnener Beschaffenheit. Bei 10 Gr. R. ist es noch kristallinisch, d. h. es zeigt kleine spießförmige Krystalle im Innern. Die Verwendung des Rosenöls zu den kostbarsten Parfümerien ist bekannt.

Sultan Saladin zog 1187 in das von ihm eroberte Jerusalem erst dann ein, nachdem alle Wände der von den Kreuzfahrern in eine Kirche verwandelten Moschee Omar's durch Rosenwasser gereinigt waren. Samul berichtet, daß 500 Kameele kaum imstande gewesen seien, das hierzu nötige Rosenwasser herbeizuschleppen.

Auch Mahomed II. ließ nach der Eroberung Konstantinopels am 29. Mai 1453 die Kirche der heiligen Sophia durch Rosenwasser zur Moschee einweihen.

In China, woher viele unserer Kulturrosen stammen, wird seit dem höchsten Altertume die Rose mit Vorliebe gezogen. Die kaiserliche Bibliothek enthält unter den 1500 Werken über Blumenzucht und Botanik allein 500 über spezielle Pflege der Rosen. Die Chinesen exportieren große Quantitäten Rosenwasser, machen auch Rosenbutter und Nectissen, welche nicht nur die Nachts um die Häuser schwebenden bösen Geister, sondern auch Krankheiten und schlimme Gedanken vertreiben sollen. Rosen werden in den Gärten des chinesischen Kaisers in solcher Menge gezogen, daß die Essenz dieser Blumen jährlich an 120 000 Franken einträgt. Nur die kaiserliche Familie und die Mandarinen dürfen sich dieses Parfumes bedienen; die übrigen Chinesen werden schon hart bestraft, wenn sich in ihren Häusern ein Fläschchen dieser Essenz findet.

(Aus: „Die Rose“ von Aug. Stone. Europa, Nr. 10, 88.)

### Rebus.



### Auflösung des Rebus in Nr. 15:

Wer nie die Zwei in acht genommen,  
Der wird auch nie zu Vieren kommen.

Inhalt: Vom Baume der Erkenntnis. Roman von J. Zadek. (Fortf.) — Rip van Winkle. (Mit Illustration.) — Die Theorie des Professors Gustav Jäger. Von Dr. D. Pastor. (Schluß.) — Fahrende Schüler. Von Manfred Wittich. — Zu Maffaels 400jährigem Geburtstag. Von Dr. Richard Ernst. (Fortsetzung.) (Mit Illustrationen.) — Allerlei aus der Geschichte der deutschen Sprache. Von Bruno Geiser. (Schluß.) — Lustige Situationsnetten. (Mit Illustration.) — Die deutsche Handelsmarine. I. — Aus allen Winkeln der Zeittliteratur: Die verschiedenen Charakterzüge der Frauen. — Einiges über die Bedeutung der Rose in der Türkei und China. — Rebus. — Aertzlicher Ratgeber. — Redaktionsskorrespondenz. — Mannichfaltiges. — Gemeinnütziges. — Sprechsal für jedermann.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. B. Diez in Stuttgart.